Tod und Zukunft.

In einer

Anthologie

von

Aussprüchen

älterer und neuerer Dichter
und Philosophen.

Herausgegeben
von

Johann Hugo Wyttenbach,
Bibliothekar zu Trier, und Director der dasigen
Secundärschule.

Sieh, es ist Weisheit ja, der Todten gedenken und seines
Todes auch; denn es weiß kein Mensch die Stunde des
Abschieds,
Und kein Einziger bleibt zurück im Gefilde des Lebens.

Voss.

Leipzig,
in der Hempelschen Buchhandlung.
1806.

Inter cuncta leges, et percontabere doctos,
Qua ratione queas traducere leniter aevum;
Ne te semper inops agitet vexetque cupido,
Ne pavor, et rerum mediocriter utilium spes.

Horat. Epist. I. 18.

Meinen

nahen und fernen Freunden

gewidmet.

Die bedeutenden Worte der *Persius:*

Quem te Deus esse

Jussit, et humanâ quâ parte locatus es

in re?

Disce —

finden gewisser Maßen ihren schönsten Kommentar in Untersuchungen *über Tod und Zukunft.* Auf diesen vorzüglich beruhten auch von jeher die religiös-philosophischen Mysterien der denkenden Welt.

Männer aus sehr verschiedenartigen Völkern und Religionen treten in diesem Werke, das ich Euerm reinen Sinne widme, auf, und legen ihr Bekenntniss über das wichtige *„Seyn oder Nichtseyn“* vor Euern Augen ab.

Die tröstenden Aussprüche dieser Edeln werden Euch interessant seyn, Euch, als biedern Wahrheitsfreunden, die jedes Blümchen der Wahrheit, es sey gewachsen, wo es wolle, mit Begierde ergreifen und mit Achtung lieben.

Gedenket in Freundschaft

des Herausgebers.

Alphabetisches

Verzeichnifs

der Dichter und Philosophen,

deren Ausfprüche

in diefer Anthologie

enthalten find.

A

Abbt	Seite 312.
Abil-Ola	— 145.
Addifon	— 172.
Aefchines	S. 71. 73.
Aefchylos	S. 7. 25. 33. 37.
Aefopos	S. 34.
Agathias	— 18.

Anaxagoras . . . . Seite 48.
Antiphanes . . . . S. 29. 75.
Antoninus, Marc. Aurel. . . S. 127. 137.
Archilochos . . . . S. 46.
Aristoteles . . . . — 67.
Arkesilas . . . . — 55.

B

Baco von Verulam . . . S. 178.
Baggesen . . . — 236.
Balde . . S. 154. 156. 159. 169. 184.
Boethius . . . . S. 140.
Bonstetten . . . . — 233.
Bouterweck . . . . — 279.
Bürger . . . . . — 254.
Buffon . . . . . — 187.

C

Cicero S. 80. 84. 103. 124. 128. 130. 134. 136.
Claudius . . . . S. 327.
Conz . . . Seite 209. 322.
Cydonius . . . . S. 141.

D

Demetrius . . . . Seite 128.
Demosthenes . . . — 77.
Diphilos . . . . — 37.

E

Eliezer Ben Jacob . . . S. 147.
Engel . . . . S. 212. 251.
Epictetus . . S. 80. 101. 107. 128.
Epicuros . . . . . S. 53.
Erasmus von Rotterdam . . . — 152.
Euphronos . . . . — 75.
Euripides S. 12. 13. 22. 27. 28. 30. 34. 38. 44. 54.

F

Falk . . . S. 282. 322. 355.
Fichte . . . S. 275. 299. 330. 352.
Frank . . . . S. 243.
Franklin . . . . . — 189.
Friedrich II. von Preußen . . . — 286.

G

Garve . . . . S. 203. 239.
Gibbon . . . . S. 175.

Gleim . . . . . Seite 282.
Goethe . . . S. 201. 212. 235.
Gray . . . . . S. 102.

H

Haller . . . . . S. 241.
Heinrich von Preußen . . . — 286.
Herder S. 197. 202. 205. 219. 292. 303. 308. 319. 327. 329.
Herodotos . . . . . S. 22.
Heydenreich . . . . — 284.
Hierocles . . . . . — 142.
Hippel . . S. 211. 213. 237. 267.
Hölderlin . . . . S. 274. 348.
Homeros . . . . . — 7. 27. 31.
Horatius . . . . S. 109. 120. 123.
Hufeland . . . . . S. 245.

I

Ith . . . . . . S. 233.
Jedaja Badraschi Hapnini . . . — 147.
Jenisch . . . . . . — 267.

Julianus . . . Seite 133. 137.
Julius Caesar . . . S. 111.

K

Kallimachos . . . . S. 41.
Kant . S. 232. 240. 278. 287. 305. 313.
Klopstock . . . S. 262. 322.
Kosegarten . . S. 210. 229. 266. 310. 331.

L

Leibnitz . . . . S. 180.
Leonidas . . . . S. 29. 35. 78.
Leßing . . S. 195. 204. 239. 289.
Lichtenberg . . . . S. 262.
Lucanus . . . . — 131.
Lucretius . . S. 79. 81. 104. 120.
Lucianus von Samosata . S. 100. 127. 137.
Lysias . . . . S. 57.

M

Mahlmann . . . . S. 301.
Mahomet . . . . S. 143. 149.

Manilius	Seite 130.
Manso	— 324.
Martialis	— 135.
Matthisson	S. 221. 227. 231. 358. 362.
Meiners	S. 194.
Meleager	— 18.
Menander	S. 52. 55.
Mendelsson	S. 311.
Mimnermos	— 25.
Montaigne	S. 175. 181.
Moritz	S. 199.
Moschion	— 75.

N

Neubeck	S. 279.
Nerona	— 192.

O

Ossian	S. 139. 143. 146. 147.
Ovidius	S. 113.

P

Palladas . . . . Seite 27. 37.
Pascal . . . . . S. 179.
Pestalozzi . . . . — 328.
Petrarca . . . . S. 149. 155.
Pfeffel . . . . S. 367.
Phanokles . . . . . — 26.
Philemon . . . . S. 53. 76.
Philetas . . . . . S. 36.
Phocylides . . . . — 28.
Pindarus . . . . . — 44.
Platon . . S. 48. 60. 68. 69. 72.
Plinius, der Aeltere . . S. 134. 135.
Plutarchus . . . . S. 63. 77. 91.
Pope . . . . . S. 168.
Propertius . . . S. 110. 114. 122.
Publius Syrus . . . . S. 123.

R

Rechlin . . . . S. 195.
Reinhold . . . . — 317.

Richter, Jean Paul F. Seite 213. 218. 226. 256. 269. 327. 332. 351.

Rousseau . . . . . S. 186.

S

Sadi . . . . . S. 146.

Salis . . . S. 217. 223. 300. 359.

Sarbievius . . . . . S. 137.

Schelling . . . . . — 345.

Schiller S. 200. 233. 261. 274. 282. 290. 321. 360.

Seneca . . S. 124. 127. 132. 135.

Shakspeare . . . S. 160. 173.

Simonides . . . . — 31. 41.

Socrates . . . . . S. 48.

Sophokles S. 9. 14. 16. 19. 23. 35. 36. 37. 38. 39. 41. 57. 58. 76.

Sotades . . . . . S. 38.

von Stolberg, Fr. L. . . . — 218.

T

Tacitus . . . . . S. 118. 124.

Tasso . . . . . — 151. 153.

Theognis . . . . Seite 33.
Thomson . . . . — 161.
Thukidides . . . . — 56.
Tibullus . . . . . — 111.
Tiedge . . S. 232. 257. 265. 296. 310.

V

Verfasser der Antigone . . S. 299.
— — der Descript. des princip. pier. grav.
du Cab. d. duc *d'Orloff* . — 193.
— — von Dya-Na-Sore . . — 356.
— — — Ezour-Vedam . . — 2.
— — des Hiob . . . — 2.
— — von Koheleths Lehren . — 5.
— — — Oupnekhat . . — 1.
— — des Psalms 49 . . . — 4.
Virgilius . . . S. 111. 122.
Voss . . . . S. 228.
Volney . . . . . — 199.

W

Weikard . . . . Seite 252.
Wieland . . . S. 315. 319. 365.

X

Xenophon . . . . S. 61. 68.

Z

Zimmermann . . . S. 242.

Tod und Zukunft.

Der Leib stirbt, die Seele stirbt nicht; sie hängt vom Leibe nicht ab — dieser ist nur die Wohnung der Seele. So bald sich die Seele mit dem Leibe verbindet, wird sie dem Vergnügen und dem Schmerze unterworfen; ist sie aber von ihm getrennt, so hat sie weder Vergnügen noch Schmerz.

(Aus dem Indischen Buche *Oupnek'hat* (e persico idiomate in lat. convers. studio *Anquetil du Perron*. Argent. et Paris. T. I. p. 93. sq. 1801. 4.)

Nur derjenige, welcher den Schöpfer kennt, nur der wahre Weise, kehrt sterbend zur Weltseele zurück, von der er ausgegangen war.

Aus dem Indischen Buche *Ezour-Vedam*, (übers. v. *I. Ith* unter dem Tit. die Sittenlehre der Braminen. Bern und Leipz. 1794. 8. S. 149 f.)

Wie kurz ist dieses Leben, und wie unglücklich derjenige, der dasselbe nicht zur Uebung der Tugend anlegt, der Tugend, die doch das einzige wahre Gut ausmacht, in dessen Genusse uns wirklich wohl ist! Dass der Tod gewiss ist, zweifelt Niemand; nur den Augenblick wissen wir nicht, in welchem wir sterben sollen. Nur so viel ist unwidersprechlich wahr, dass er uns treffen wird, wir mögen tugendhaft oder lasterhaft seyn. Stelle hierüber deine Betrachtungen an, und überlege, auf welche Seite du dich mit deinen Entschliessungen lenken wollest.

* * *

(Der Verf. des Buches *Hiob*, Kap. 14. und 3. nach *Herders* Uebers. im I. Th. vom Geist der Ebr. Poes. S. 215 u. 256 Leipz. 1787. 8.)

Der Mensch vom Weibe geboren,
Ist kurzer Lebenszeit,
Und reich an Müh.
Wie eine Blume geht er auf und welket,
Er fliehet wie ein Schatten,
Und bleibet nicht. — —
Der Baum hat Hoffnung, wenn er abgehauen wird;

Er grünet wieder auf,
Und ſeine Sproſſen kommen wieder.
Wenn auch die Wurzel in der Erd' ihm altert,
Wenn in dem Staube gleich ſein Stamm erſtirbt;
Vom Duft des Waſſers wird er wieder keimen,
Und Zweige ſproſſen, als wär' er neu gepflanzt,
Der Menſch erſtirbt und lieget kraftlos da:
Er wird hinweggethan; wo iſt er nun?
Die Waſſer ſchwinden aus dem Meer:
Der Strom verſieget und iſt dürres Land;
Noch lieget er und ſtand nicht wieder auf! —
Die Himmel altern; er erwacht nicht wieder!
Ihn wecket Keiner mehr aus ſeinem Schlaf! —
Warum ſtarb ich nicht im Mutterſchooſs?

Warum zur Welt gekommen entſchlief
ich nicht? —
So lig' ich nun und raſtete,
Ich ſchlief und hätte Ruh.
Da hören die Boshaften auf zu drängen,
Da ruhen die Ermüdeten.
Da ſingen die Gefangenen Freyheitslieder;
Sie hören nicht des Treibers Stimme mehr.
Der Kleine und der Groſse ſind da
gleich:
Der Knecht iſt frey von ſeinem Herrn. —

* * *

Der Dichter des Pſalmes XLIX. (a. d. Ebr. überſ. v. *J. E. C. Schmidt* in ſ. Ueberſetzung v. *Koheleth's* Lehren etc.)

Was ſollt' ich mich im Unglück
fürchten?
Wenn bosheitsvoll die Feinde mich um-
ringen! —
Sie, die auf ihren Reichthum trau'n,
Und ſtolz auf ihre Schätze ſind!
Kann doch kein Sterblicher den Freund
einſt löſen, —
Der Gottheit ihn entkaufen,
Daſs er nun ewig leben dürfe.

Und nie den Orkus sehe!
Nein, sehen muss er ihn! — Selbst Weise
müssen sterben!
Zugleich mit Thoren sinken sie dahin,
Und lassen Andern ihre Güter.
Auf ewig ist das Grab ihr Haus,
Auf immer und auf immer ihre Woh-
nung. —

* * *

— Sieh, Sterblicher! um dich in die ganze weite Natur, lerne aus den Gesetzen, denen sie unterworfen ist, die Gesetze, die auch über dich gebieten! Es sind zwey Wagschalen, vom Finger der Gottheit berührt; wie jene steigt, sinkt diese nieder; hebt sich diese, so fällt die andere. Kein Steigen ist ohne Niedersinken auf der andern Seite; keine hebt sich empor, ohne wieder nachher fallen zu müssen! Aber so, wie beym Steigen der einen Schale nicht die ganze Wage emporsteigt; wie bei ihrem Niedersinken nicht die ganze Wage sinkt: so bleibt

Der Verf. von *Salomo's Prediger*, oder *Koheleth's* Lehren. (I. Al. gleich zu Anf. VIII. 6 f. XII. [illegible] Ch. [illegible] Uebers. [illegible] sen. 1794. 8.)

das Ganze ſich ſtets gleich, — und hält ſich durch ewigen Wechſel! Nichts iſt neu unter der Sonne! — — Groſs iſt allerdings das Menſchenelend; denn Niemand weiſs, was in der Zukunft ſich ereignen wird: wer will es vorher ſagen? Doch! — wie Niemand des Windes Gebieter iſt, ihm zu wehren, daſs er daher wehe; ſo iſt auch Niemand des Todestags Gebieter, ihn aufzuhalten, daſs er nicht anbreche. Kein Pardon iſt in der Schlacht: die Ungerechtigkeit kann ihre Freunde nicht retten. —

— Freue dich deines Daſeyns in dem Frühlinge des Lebens, ehe ſie kommen, die Tage des Schmerzes — ehe ſie nahen, die Jahre, von denen du ſagſt: ſie ſind mir freudenleer! ehe ſich noch Sonne und Tag, und Mond und Geſtirne dir dunkeln! — — und dann der Staub zur Erde wiederkehrt, von der er kam; — der Geiſt zur Gottheit, die ihn gab! —

* * *

— — Nicht mufst du zu fehr mir trauren im Herzen!
Keiner wird gegen Gefchick hinab mich fenden zum Aïs.
Doch, dem Verhängnifs entrann wohl nie der Sterblichen einer,
Edel oder geringe, nachdem er einmahl gezeugt ward.

Homer. (Ilias VI. v. 486 ff. nach *Voſs'ens* Ueberf.)

* * *

Kaffandra.

Was feufz' ich denn hier vor dem Haufe? Sah'
Ich Ilion nicht fallen, wie es fiel?
Nicht fallen fie, die drinnen waren? So
Wollt' es der Götter Schlufs! — Und leiden will
Auch ich den Tod. Indefs befchwör ich euch,
Des Hades Pforten! mit dem grofsen Eid
Der Götter: Gebt, ich flehe, gebt mir bald
Den Todesftreich, dafs ohne Kampf, dafs leicht

Aeschylus, der Tragiker (*Agamemn.* nach der Ueberfetz. von *Halem*. Roft. 1796. 8. S. 279 f.)

Mein Leben mit dem Blut entrinn' und sich
Diess Auge schliess'.

Chor.

O Weib! vor allen elend,
Vor allen weise! —
Doch, war dein Tod dir schon vorher
bekannt,
Was kamst du denn so unerschrocken, wie
Ein gottgetriebner Stier her zum Altar?

Kassandra.

Mein Schicksal rief. Die Zög'rung rettet
nicht.

Chor.

In Zögerung ist immer doch Gewinn.

Kassandra.

Gering ist der Gewinn, mein Tag ist da.

Chor.

Dein fester Sinn gibt dir zu dulden Kraft.

Kassandra.

Wohl, wohl dem Menschen, der mit Ehren stirbt!

* *

Ajas.

Da steht, bereit zum Mord, mein scharfes Schwert; — —
Ich hab' es selbst geschmückt und eingepflanzt,
Und bald, mein bester Freund, gewährt es mir
Den schnellen Tod. Wohlan, ich bin bereit. —
Dich, *Zevs*, du Erster! fleh' ich an, wie sich's
Gebührt, sey meine Hülfe, sey mein Schutz!
Nicht große Gaben bitt' ich, Gott, von dir;
Send' einen Boten, der das Unglückswort
An *Teukros* sage: daß nur er es sey,
Der mich, wenn ich in's blutgetränkte Schwert
Gesunken bin, zuerst erheb', auf daß
Von meinen Feinden keiner mich vorher

Sophokles, der Tragiker. (*Ajas* v. 804 ff. nach *Christian von Stolberg's* Uebersetzung. Bd. II. Leipz. 1787. 8.)

Erblick', und mich zum Raub der Vögel
und
Der Hunde werfe! Dieses fleh' ich, *Zeus*,
Von dir, und fleh' auch ihm, der aus der
Gruft
Die Schatten führet, *Hermes*, daſs er mich
Auf sanftem Pfade bald zur Schlummerruh
Geleite, wenn dieſs Schwert mein Herz
durchſticht!
Die Rachgöttinnen, sie, die jede Noth
Der Menschen sehn und schnellen Fuſses
nah'n,
Die graunerfüllten, ew'gen Jungfrau'n ruf'
Ich an zu Helferinnen, daſs sie schau'n,
Wie *Atreus* Stamm mich in's Verderben
stürzt;
Daſs sie die Frevler, Allverderber, mit
Der Rache Hand ergreifen, wenn sie mich
Im Selbstmord sinken sehn! — — —
Du Gott, der du auf hoher Himmelsbahn
Den Sonnenwagen fährſt, wenn du mein
Land
Erblickſt, so zieh die goldnen Zügel an.

Und gib von meinem Tod' und meiner
Qual
Dem alten Vater Bothschaft und auch ihr,
Die mich gebar, die Unglückselige,
Ach! die gewiss, wenn sie die Sage hört,
Die ganze Stadt mit Jammerklag' erfüllt! —
Doch meine leeren Seufzer sind umsonst,
Und schnelle Eil' erfordert meine That!
O Tod, o Tod! erschein' und schau mich
an;
Dort unten bin ich bald dein Mitgenoss!
Und, o du Glanz des Strahlentages, du,
Des Sonnenwagens Leiter, höre mich
Zum letzten Mahl! nie fleh' ich dir hinfort:
O Licht! o Salamis, du heiliges,
Du Heimathsland! o väterlicher Herd
Der Götter! ruhmgekrönte Stadt Athen!
Und ihr, Genossen meiner Jugend, Flüss'
Und Quellen! Und ihr, Fluren Ilions!
Ach und ihr, meine Aeltern, lebet wohl!
Diess ist das letzte, das euch *Ajas* sagt.
Den Schatten in dem Hades sag' ich mehr.

* * *

Polyxena.

Euripides, der Tragiker. (*Hekabe*. V. 344 ff. nach Bothe'ns Ueberſetzung, Bd. I. des verdeutſchten *Euripides*. Berlin, 1800. 8.)

Ich folge; denn Nothwendigkeit treibt mich, zu gehn,
Und Tod iſt, was ich wünſche. Zittert' ich vor ihm,
Wär' ich ein feiges Weib, das nur ſein Leben liebt. — —
Als Herrſcherinn (ich Arme!) unter Ilions
Jungfrau'n und Weibern ſtand ich allbewundert da,
Göttinnen gleich; nur, daſs der Tod mein harrete,
Nun bin ich Sclavin. Dieſer Nahme macht mir ſchon
Das Sterben ſüſs, denn ſeiner bin ich ungewohnt. —
— — Frey verlaſs' ich dieſes Sonnenlicht,
Und gebe frey dem Hades dieſen Leib dahin.
Auf denn, *Odyſſeus*, laſs den letzten Gang mich gehn,
Denn keine Hoffnung bleibt mir, kein Gedanke gibt

Mir Zuverficht, einft wiederum beglückt zu feyn.

Doch du, o Mutter, werde nicht mir hinderlich!

Nicht widerred' ihm, thue nichts! Treib lieber mich,

Zu fterben, ehe mich ein niedrig Loos entehrt.

Denn wer des Elends Becher nicht gekoftet hat,

Unwilligen Nackens trägt er aufgelegtes Joch.

Geftorben, wär' ein folcher weit glückfeliger,

Als lebend; denn ein ruhmlos Leben ift ja Qual.

* * *

Iphigenia.

— Willig geh' ich in den Tod.

Der Chor.

Dein Ruhm weicht nimmer auch von Dir!

Euripides. (*Iphig.* in Aulis etc. nach *Bothen's* Uebersetz. Bd. II. S. 136.)

Iphigenia.

Gegrüſst, gegrüſst, fackeltragender Tag, ſey
mir,
Und du, o *Zeus* Licht! andre, andre
Wohnſitze
Und andres Loos harren mein.
Sey gegrüſst mir, holdes Licht!

* * *

Oedipus.

Sophokles. (*Oed. in Kol.* v. 1610 ff. u. 1541 ff. nach *Fähse'ns* Uebers. Bd. I. der überſetzten Trauerſp. Leipz. 1804.

Von heute, Töchter, habt ihr keinen Vater
mehr,
Die Jammer-Scene ſchlieſst ſich mir, mit
dieſem Tag.
Ihr werdet von der Laſt, der niederbeugen-
den,
Mein armes Leben mir zu friſten und die
Koſt
Mir auszuſpähen, nun befreyt. Doch,
Theuerſte!
Ein einz'ges Wörtlein löst, ja lieber alle
Müh.

Wer hat euch, Kinder, ſo geliebt, als dieſes
Herz!
Verlebt nun, meiner bald beraubet, alle
Tag',
Die euch noch blühn, verlebt ſie unge-
trübten Glücks! —
— Ihr Kinder! folget mir, das erſte Mahl
bin ich
Nun euer Führer, wie ihr mir es immer
war't.
Kommt, — und laſst die heil'ge Höh'
Mich ſuchen, wo, ſo will's das Schickſal,
ich im Schooſs
Der Erde von der Mühe nun endlich ruhen
ſoll.
Dorthin geht, wo der Fürſt der Schatten,
Hermes, und
Die Schutzgöttinn der Unterwelt mich
drängt und treibt,
Mir unſichtbares Licht, das einſt mit ſeinem
Strahl
Mich hat erquickt, mich wärmſt du jetzt
das letzte Mahl!

Den letzten Augenblick des Lebens wall' ich nun,
Dort in *Aides* Nacht zu bergen. Lebe wohl,
Du theurer, edler Freund! Heil dir und deinem Land,
Heil deinem Volke, Heil, ja ew'ges! Denket auch
Im Sonnenſchein des Glücks an mich im Reich der Nacht!

*　*　*

Sophokles. (*Oed. in Kol.* v. 1620 ff. nach *Chriſtian von Stolberg's* Ueberſetzung Bd. I. Leipz. 1787. 8. S. 354 f.)

Ach! vermöchten unſre Gebete dich zu
Sühnen, o du dunkelumhüllte Göttin!
Und *Aidoneus*, dich, o *Aidoneus*, Fürſt der
Nächtlichen Schatten!

Dieſer Fremdling, daſs er des Lebens Ende
Ohne Müh', und Kummer beſchlieſse, fleh'n wir;
Daſs er ruhig walle hinüber in die
Schlummergefilde,

Und zum Styxſtrom, wo ſich verſammeln alle
Todte! — Ach! es ſtürzten auf dich der Leiden
Viele! du verdienteſt ſie nicht! — Dich lohne
Gott, der Gerechte!

O Göttinnen, die ihr im Schooſs der Erde
Wohnet, ſeyd dem Kommenden, ach! nicht furchtbar!
Und du, Ungeheuer! du unbeſiegter Wächter der Hölle,

Der du liegſt am Thore des tieſen Abgrunds,
Ewig heulend, alſo erzählt die Sage,
Dir, o Sohn des *Tartaros* und der Erde,
Weih'n wir Gelübde!

Tod, dir fleh'n wir, gehe du deinem Gaſt, der
Dir ſchon naht, auf ſanfterem Pfad' entgegen;

Leit' ihn freundlich, Geber des Schlummers,
In die Thale der Schatten!

* * *

Agathias. (Nach *Christ. von Stolberg's* Uebersetzung in d. Ged. a. d. Gr. S. 310.)

Laßt uns, ihr Lieben, den Tod nicht fürchten, den Vater der Ruhe,
Ihn, des Leidenden Arzt, ihn, des Trauernden Trost!
Ein Mahl nahet er nur dem sterblichen Menschen, und seines
Fittiges Rauschen vernahm keiner der Lebenden je.
Zahllos aber sind die Sorgen, und Leiden, und Qualen,
Die uns, schwaches Geschlecht, weil wir athmen, bedrohn!

* * *

Meleager. (Analecta vet. poetar. graec. Argent. 1785. I. 30. CIX. ed. *Brunck.* Nach

Thränen bring' ich dir dar zu dem Acheron, *Heliodora*,
Zeugen des zärtlichen Bundes, der uns auf Erden vereint;

Bittere Zähren voll Schmerz. Der heiligen Liebe gedenkend,
Spend' ich der Sehnsucht Nafs hier am bejammerten Grab.
Schmerzvoll, schmerzvoll ruf' ich dir nach zu den Schatten des Orkus;
Aber der Sterblichen Flehen rühret den Acheron nicht.
Ach, wo schwandest du hin, du liebliche Blume? Der Tod hat
Dich gebrochen, und ach! grausam dem Staube gemischt.
Erd', ich flehe dich an, ernährende Mutter der Menschen,
Drücke das zarte Gebild leis' an die liebende Brust.

der Uebersetz. von *Jacobs* in seinem Tempe. Bd. II. S. 264. Leipz. 1803. 8.)

Antigone.

So sehnet man sich nach den Leiden auch zurück!
Die Bitterkeit an sich war Götterlust,
Als er im Arm uns ruht'!

Sophokles. (Oed. in Kol. von 1705 ff. nach *Fähse*'ns Uebersetz.)

O Vater, Theuerster!
Ew'ge Nächte hüllen dich dorthin ein,
Der du im hülflosen Alter warest mir theuer
Und bleiben wirst hin in die endlose Ewigkeit.

Der Chor.

Es ist vollbracht!

Antigone.

Vollbracht ist's ihm nach seinem Wunsch!

Der Chor.

Und wie?

Antigone.

So wie sich sein Herz es nur wünschte stets,
Starb er im fremden Lande. Er ruht
Im kühlenden Ruheplatz sanft im Schoofs
Der Erd', und sein Tod blieb nicht unbeweint.

Mein Auge weint dir ewig! —
— Nimmer vertilg' ich den Kummer,
Ich Unglückfelige, ich!
Ach, Vater! ach im fernen Land
Hättest du nimmer dein Haupt follen neigen.
Ach, du verfchiedst mir ungefehn!

Ismene.

Klägliches Schickfal!
Ach, welcher Jammer bedrohet mich und
Dich, o du Theure! wie hülflos find wir und verwaist, —
Verwaist und blofs,
Des besten Vaters nun beraubt!

Der Chor.

Doch glücklich hat er, Lieben! nun
Sein Lebensziel erreichet. Theure, hemmt
Den fchmerzenden Jammer, denn Keiner
Der Menfchen entrinnet dem Mifsgefchick!

* * *

[illegible margin note: … 154 … Bd. IV]

Stünd es in meiner Hand, Dich
Wieder empor zu führen
An das Licht aus *Aides* Reiche,
Rudernd heim ob dem Todtenstrom!
Denn du, Einzige, o der Weiber Liebste, *)
Du gabst deine Seele dahin, rettend den
Gatten aus Todesnächten. Leicht möge
ruhen
Auf dir, Edle, der Erde Staub! — —
O Unglückliche du, Großmüthige, Beste
der Frauen,
Heil dir! Es empfange dich hold in der
Erd'
Hermes und der Todtenbeherrscher! Und
wird
Auch dort der Gute geehrt, so genieß
An *Persephone's* Seite des Glückes!

* * *

[illegible margin note: … von … VII …]

Es ist wohl kein Mensch so glücklich, den nicht wenigstens ein Mahl der Wunsch anwandle, lieber zu sterben, als ferner zu

leben. Kummer und Krankheiten stören den Genuſs des Lebens, und verlängern gleichsam die Dauer desselben, ob es gleich kurz ist. Der Tod ist daher die erwünschteste Zufluchtsstätte des kummervollen Lebens.

* * *

Sophokles. (Oed. in Kol. von 1211 ff. nach *Iolfe'ns* Uebers.)

Wer die Schranken der Mäſsigung überspringt,
Sehnt sich nach langen Jahren,
Der irret, so dünkt mich, gewiſs,
Von Blindheit des Geistes geschlagen.
Es häuft ja die Menge der Tage
Auch Menge der Leiden,
Und bringt sie uns näher.
Der Freuden lacht nimmer dem eine,
Der schwelget begierig in Lüsten.
Es sättigt sich nur in dem Grabe
Die Sucht der Begierden,
Wenn schleicht das Alter, der Lieb', des Gesanges und
Des Reigens beraubet, heran,
Der Tod dann die Scene völlig schlieſset.

Nicht geboren seyn, ist, traun! das
schönste Loos!
Sind wir geboren, dahin,
Woher wir gekommen, geschwind,
Auf rauschenden Schwingen zu-
rücke
Geeilt — ist der Glücksloose zweytes!
Denn flattert die Jugend
Heran, o so flattert
Auch gaukelnd der Leichtsinn. Ent-
rinne
Denn Einer dem Irrpfad des Un-
glücks?
Welch Elend fehlt, Neid, Zank und
Aufruhr,
Mord, blut'ge Schlachten?
Es schleicht das häßliche, schwächliche,
freundlose,
Verdrießliche Alter zuletzt
Heran, diese Quelle aller Leiden.

* * *

Ja, dürfſt' ich Unglück tragen ohne Schmach!
Unglück mit Schmach vereint, bringt keinen Ruhm.
Im Tode, nur im Tode find' ich Heil!

Aeſchylus. (Sieben geg. Theb. nach *F. L. von Stolberg's* Ueberſ. Hamb. 1802. 8. S. 120.)

* * *

Wie die Blätter im neu aufwachſenden Strahle der Sonne,
Wenn ſie zu tauſend der Lenz, üppig an Blüthen, gebiert;
So ſind wir, und genieſsen nur flüchtige Weile der Jugend
Freuden, indeſſen uns Gott Gutes und Böſes verhüllt
Hinter der Zukunſt; aber es lauren die finſteren *Keren.*
Dieſe ſpinnet für uns, trauriges Alter, dein Loos,
Jene deines, o Tod; nur ſo lang' dauert der Jugend
Blüthe, ſo lange der Tag über der Erde ſich wölbt.

Mimnermos. (Fragm. a. ſ. Elegien, nach der Ueberſetz. v. *Conz*, in d. Zeitſch. f. Philologie, herausg. v. *Hauff.* Bd. I. St. 1. S. 154 f. Stuttg. 1803. 8.)

Aber ist sie vorbei, und nah'n die Stunden des Alters,
Alsobald ist fürwahr süßer denn Leben der Tod.
Denn viel Böses umdrängt uns jetzt: hier quälet des Haushalts
Sorge; der Mangel drückt öfter den Nacken uns schwer.
Kinderlos klagt Jener, und, ängstlich ringend nach Kindern,
Muss er ins Schattengebiet unter die Erde hinab.
Leib und Seele verzehrt Dem nagende Krankheit; und wo ist
Ein Mensch, welchem nicht *Zeus* mancherlei Böses verhängt?

* * *

[illegible] (Fragm. a. d. Ergänzungsbl. z. A. L. Z. Schlegel im Athenäum Bd. I St. I. S. 114. [illegible])

— Der *Moren* Gespinnst ist unauflöslich, und niemand
Kann ihm entgehn, so viel unser die Erde nur nährt.

* *

Palladas. (Analecta vet. poet. graec. II. 428. CIV. nach der Uebersetz. von *Jacobs*, S. 106.)

Einer bedenklichen Fahrt vergleich' ich das
Leben der Menschen,
Viele schleudert der Sturm gegen das
Felsengeklipp.
Tycha *) sitzt am Ruder und lenket den
schwankenden Nachen,
Wie durch Fluthen des Meers gleiten
durch's Leben wir hin.
Diesem wehet ein günstiger Wind, ein
widriger Jenem;
Ein gemeinsamer Port nimmt
uns im *Aides* auf.

* * *

Euripides. (Fragment b. *Marc. Aurel. Anton.* de se ipso. L. VII. 50.)

— Zur Erde wandelt, was auch die Erde
zeugt,
Und was vom Himmel stammt, zur Höhe
des Himmels hinüber.

* *

Homer. (Odyss. XI. v. 218 ff. nach *Vossens* Uebersetzung.)

— So wills der Sterblichen Loos, nach-
dem sie gestorben.
Denn nicht mehr wird Fleisch und Gebein
durch Sehnen verbunden;

*) das Glück.

Sondern jenes vertilgt die gewaltige Flamme des Feuers

Alles, so bald aus dem weißen Gebein das Leben hinwegfloh.

Nur die Seel' entfliegt, wie ein Traum von dannen und schwebet.

* * *

Pherecides aus Milete. ([illegible] [illegible] v. [illegible] ff.)

Die Seelen bleiben unverdorben bey den Todten; denn sie sind Gottes Bild. Den Leib haben wir aus Erde, und er wird Staub; die Höhe aber nimmt hinauf den Geist.

* * *

Euripides. (In Cresphonte. S. Cicer. Tusc. Quaest. I. 48.)

Wir sollten beym Gelage den Gebornen

Bejammern; zu wie vielen Uebeln kommt er nicht!

Doch, den Gestorbenen, der nun von Mühen ruht,

Froh und mit Segnungen begleiten zu der Gruft.

* *

Getroſt beſchreite, Sterblicher, des Orkus Bahn.
Nicht ſchwer zu wandeln, ſonder Krümmung iſt der Weg,
Und ſonder Irrſal, ſtracks und lehn hinabgeſenkt,
Und ſicher triffſt du mit verſchloſsnen Augen ihn.

Leonidas von Tarent. (Anal. vet. poet. gr. I. 236. LXIII. nach *Jacobs* Ueberſetzung. S. 141.)

* * *

Rechneſt du, Armer? — Es eilet die Zeit und führet allmählich
So das Alter herbey, wie es die Zinſen vermehrt.
Dann ereilt dich der Tod, und ohne die Scheitel zu kränzen,
Ohne Salben und Wein, ohne der Liebe Genuſs,
Stirbſt du dahin, und verläſst ein groſses und glänzendes Erbtheil,
Während ein Obolos dich über den Acheron führt.

Antiphanes, der Komiker. (An. vet. poet. gr. II. 205. IV. nach *Jacobs* Ueberſetzung. S. 116.)

* * *

Euripides. (Alceste, v. 777 ff. nach Bothe n. Uebers.)

Kennſt du die Art wohl, Freund, von allem Sterblichen? —
Den Menſchen allen droht ein tödtliches Geſchick,
Und nimmermehr hat noch ein Sterblicher gewuſst,
Ob er den nächſten ſeiner Tag' erleben wird.
Denn dunkel ſind die Wege, die das Schickſal geht;
Sie ſind nicht lehrbar, und die Kunſt entdeckt ſie nicht.
Da du nun dieſs vernommen, und von mir gelernt,
Sey fröhlich! trink! und halte dieſen Tag für dein,
Denn alles Andre ruht im Schooſse des Geſchicks. —
Da Sterbliche wir ſind, ſo trag' auch ſterbliche
Geſinnung! Allen Ernſten und Trübſinnigen

Ist (wenn man um mein Urtheil mich befragen will)
Das Leben, traun! kein Leben, sondern eine Qual.

* * *

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechte der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling.
So der Menschen Geschlecht, diess wächst, und jenes verschwindet.

Homer. (Ilias VI. v. 146 ff. nach *Voss'ens* Uebersetz.)

* * *

Keine Gabe verweilt unabänderlich unter den Menschen.
Wahrlich, ein treffliches Wort sagte der Chiische Mann:
„*Wie die Blätter im Wald, so sind die Geschlechte der Menschen.*"
Viele vernahmen das Wort, doch mit den Ohren allein,

Simonides. (An. vet. poet. gr. I. 143. CIV. nach *Jacobs* Uebersetzung. S. 101 f.)

Und es ſtieg nicht hinab in die Bruſt; denn Jeglichen gängelt
Hoffnung freundlichen Blicks, ſchwelgend im jungen Gemüth.
Strahlet einem der Menſchen die liebliche Blüthe der Jugend,
Hoffet er fröhlichen Sinns viel, was die *Parze* verſagt.
Nicht gedenkt er die Zeit des drohenden Alters, den Tod nicht,
In der Geſundheit Gefühl nicht den verzehrenden Schmerz.
Alſo wandeln ſie hin in thörichtem Sinne, vergeſſend,
Wie ſo eilig die Zeit, eilig der Jugend Geſchenk
Hinflieht. Dieſs gedenkend, o Sterblicher, gönne dem Herzen,
Bis du zum Ziele gelangſt, fröhlicher Tage Genuſs.

— Fliefset einmahl des Menfchen
Schwarzes, lebenverftrömendes Blut
Zu feinen Füfsen dahin,
Welcher Zaubergefang
Ruft dann ihn wieder zurück?
Selbft *Aesculapens*
Todtenerweckende Kunft
— Sie hemmte *Zevs*! — ift umfonft.

Aeschylus. (*Agam.* nach *Halem's* Uebers. S. 262.)

* * *

Nützliche Lehre vernimm, o Sterbliche! Welchem der Jugend
Reitzende Blüthe noch ftrahlt, folcher geniefse das Gut
Weifen Gemüths, das Gefchenk der Himmlifchen. Denn es verleiht nicht
Doppelte Jugend ein Gott, oder entfernet den Tod
Von der Sterblichen Haupt. Verderbliches Alter ergreift dich,
Und bevor du es wähnft, fitzt es am Scheitel dir feft.

Theognis. (An. vet. poet. gr. V. 981—986. nach *Jacobs* Ueberfetz. S. 127.)

Aesop. (Anal. vet. p. gr. I. p. 76 nach Jacobs Uebers. S. 105.)

Leben, wie flieht man dich ohne den Tod? unsägliche Leiden
Drücken dich; weder zu fliehn, noch dich zu tragen, ist leicht.
Lieblich ist, was die Natur dir verliehen hat, Himmel und Erde,
Meer und Gestirn' und der Mond, Helios leuchtender Glanz.
Furcht und Leiden erfüll'n das Uebrige. Gönnet das Glück dir
Gutes, so wäget dafür *Nemesis* Böses uns zu.

*　　*

Euripides. (Die Herakliden. V. 864 ff. nach Bothe's Uebersetzung. Bd. III. Berl. 1802.)

— — — — Ruft
Laut allem Volk der Sterblichen die Lehre zu:
Nie vor des Todes Ziele glücklich Scheinende
Zu neiden; denn taglang nur lebet Menschenglück.

Sicher führet der Weg zum *Aïdes*; ob du im Tode
Von Kekropia's Flur oder von Meroë kömmſt.
Gräme dich nicht, wenn, ſern vom Vaterland, *Klotho* dich abruft;
Ueberall wehet der Wind, welcher zum Hafen dich führt.

Ein Ungenannter in der Griechiſch. Anthologie. (An. vet. p. gr. III. 243. CCCCLIII. nach *Jacobs* Uebersetzung. S. 143.)

* * *

— — Die Götter nur allein
Entſtellt kein Alter, raubt kein Tod, ſonſt Alles reiſst
Der allgewalt'ge Strom der Zeit um, es welkt
Die Kraft der Erde und des Körpers Blüthe hin. —

Sophokles. (Oed. in Kol. v. 607 ff. nach *Fähſe'ns* Uebersetzung.)

* * *

Wie die Rebe ſich hält am ſtützenden Pfahle, ſo trägt mich
Alten der Stab: zu der Nacht Wohnungen ruft mich der Tod.

Leonidas. (An. v. p. gr. I. 241. LXXIX. nach *Jacobs* Ueb. S. 145.)

Sey dem Rufe nicht taub, o *Gorgias*! ftirbft du wohl leichter,
Wenn noch drey Mahl der Lenz oder noch vier Mahl dich wärmt?
Alfo fprach nicht prahlend der Greis, und wälzte des Lebens
Laft hinab, muthigen Sinns wandelnd zum dunkeln Geftad.

* * *

Sophokles. (Die Trachinerin, v. 1055 ff. nach *Chrift.* v. *Stolberg's* Ueberfetzung.)

O Bruder des Donnerers *Zeus*,
Aidäs, tröftender Gott,
Führe zur Ruhe mich, giefse du
Des fchnell geflügelten Todes Schlaf
Auf mich Unfeligen aus!

* * *

Philetas. (An. II 524. nach *Jacobs* Ueberf. S. 251.)

Herzlich weinet mir nach, doch mit Mäfsigkeit; faget ein liebreich
Wörtchen, und denket des Freunds auch noch im Tode mit Luft.

* * *

Nackt betrat ich die Welt, nackt wandel' ich unter die Erde.
Solch ein dürftiges Loos ist es der Mühen wohl werth?

Palladas. (Anal. etc. II. 428. CIII. nach *Jacobs* Uebers. S. 107.)

* * *

Ach! möchte doch schnell
Der schlummerbringenden *Parzen* Eine
Ohne Schmerz,
Ohn' uns auf's Lager zu strecken,
Uns bringen endlosen Schlaf!

Aeschylus. (*Agam.* nach *Halem's* Ueb. S. 290.)

* * *

— Wer sein Auge schliesst, wie kann ihn
Drücken im Grabe das Joch des Drangsals?

Sophokles. (Die Trachiner. v. 859 f. nach *Christ. v. Stolberg's* Uebers. Bd. II.)

* * *

Da du ein Sterblicher geboren bist, so fürchte nicht zu sterben.

Diphilos, der Komiker. (S. *Stob.* Sermon. CXX.)

* * *

Euripides. (Die Herakliden. v. 1016 ff. nach Bothe's Ueb.)

— — Nicht ist wünschenswerth
Der Tod mir, aber naht er, so verzag' ich nicht.

* * *

Sotades, der Komiker (S. *Stob.* Serm. CXVII.)

Der Tod ist aller Sterblichen Hafen.

* * *

Sophokles. (Antig. v. 519 f. nach *Solger's* Ueb.)

Antigone.

Des *Hades* Grundgesetz ist: *Gleichheit überall!*

Kreon.

Verschiedenheit der That erheischt *verschiednen Lohn.*

* * *

Leonidas. (Anal. vet. poet. gr. I. 238. LXIX. nach *Jacobs* Uebersetzung. S. 242.)

Nur der Marmor allein, der deinen Nahmen verkündigt,
Bleibet dir, *Krethon*; du selbst hast dich dem Staube gemischt.
Vormahls strahlten die Schätze der Lydischen Könige, vormahls
Blökten die Rinder im Thal, Ziegen auf lustigen Höh'n;

Vormahls . . . doch, was erzähl' ich noch
mehr? *Dem Glücklichgepriesnen*
Blieb die Spanne des Feld's einzig vom
weiten Besitz.

* * *

Der Wunder gibt es viel, doch keines ist
Erstaunenswürdiger als der Mensch.
Er durchfliegt auf den Schwingen des
Wintersturms
Die brüllenden Wogen
Des schäumenden Meers;
Der unsterblichen Erde,
Der Göttinnen Erste,
Nimmer ermüdbaren Rücken
Zerfurcht mit stets wälzendem Pflug
Jahr ein, Jahr aus der Pflüger
Mit dem Gespann der stärkeren Rosse.

Sophokles. (Antig. v. 332 ff. nach *Fahsens* Uebers.)

Der Mensch verstrickt mit schlauer List
das Volk
Der Vögel, das mit leichter Schwing'
Schwebt; er fängt in dem Forste das
Wildgeschlecht,

Und lockt in der Netze
Verschlungene Windung
Die froh plätschernden Fische,
Er bändigt durch List das
Unthier der Höhen und beuget
Das Mähnen umflatterte Roſs,
Den Stier, den Freund der Berge,
Von ungezähmtem Nacken ins Joch.

Sein ist die Sprache, himmelwärts schwingt
sich sein Geist;
Sein ist das Zwangsgesetz, die Staaten-
begründerinn;
Durch den Erfindungsgeist
Entfloh er unwirthbaren Einöden
Heiſsem Sonnenstich und Regensturme;
Alldurchdringend steht er gerüstet
Wider die Pfeile der Zukunft:
Nur unentfliehbar ist
Des Todes Gewalt. — —

Hier schläst *Saon* heiligen Schlaf! Dass der Redliche sterbe,
Sage nicht; *denn der Tod eines Gerechten ist Schlaf.*

Kallimachos von Kyrene. (An. v. p. gr. 472. XLIX. nach Christ. v. Stolberg's Uebers. in s. Ged. a. d. Gr. Hamb. 1782. S. 317-8.)

* * *

O, wenn es hülfe, durch Jammer die menschlichen Uebel zu heilen, und die Todten durch Weinen zurückzurufen; so wären wahrlich Thränen mit Golde zu erkaufen. Es kann aber nun nicht einmahl durchaus nicht seyn, dass der Begrabene zum Lichte zurückkehre; denn auch mein Vater, wenn Thränen fruchteten, hätte das Leben wieder gesehen.

Sophokles. (In Scyrus, ein Fragment b. *Stob.* Sermon. CXXIII.)

* * *

Der hohe Donnerer, der Götter Vater, herrscht
Nach seinem Willen, allem, was da ist, bestimmt
Den Anfang und den Ausgang Er! wir Menschen, ach!

Simonides. (Nach d. Ueb. von *Christ. v. Stolberg* in d. Gedichten a. d. Gr. S. 296 ff.)

Vermögen nichts! wir Schwache, die der
Morgen sieht
Entstehn, der Abend welken! Unser Auge
dringt
Nicht in die Zukunft, dringt in Gottes
Rathschluss nicht!
Und dennoch wähnt der Thor dem Hirn-
gespinste, das
Die schmeichlerische Hoffnung ihm er-
nährt, Gestalt
Und Wahrheit zu verleih'n! der Tag, der
diesem folgt,
Das Jahr, das diesem Jahre folget, schauen
wir's
Mit Zuversicht als unser Recht nicht an?
und ist
Der Menschen Einer, der nicht träum',
es sey das Jahr,
Das kommt, ein Quell der Freuden und
des Glücks für ihn?
Allein, es überrascht uns oft der Tod,
und läßt

Des Alters Schwell' uns nicht betreten;
Diesen rafft
Der Krankheit Schmerz hinweg, und Jenen stößt hinab
Der Mörder *Arès* in *Aidoneus* Schattenreich.
Des Meeres Strudel schlingen Viele ein; es hebt
Im Sturme wüthend, sich die Fluth, und wird das Grab
Des Seemanns! Ach, und oft, wenn er des Lebens Last
Zu dulden nicht vermag, bewaffnet gegen sich
Der Mensch die eig'ne Hand, und macht zum Richterarm
Sie wider sich, und löscht sich aus der Sonne Licht!

Wo herrscht das Elend nicht? Unzählbar, rettungslos
Sind aller Menschen Leiden, *Laßt uns denn empor*

Das Haupt erheben, und wenn uns das
Schicksal droht,
So laßt mit hohem Muth uns ihm entgegen gehn!

* * *

Euripides. (S. Stob. Sermon. CXIX.)

Wer weiſs, ob das nicht leben heiſst, was wir ſterben nennen. — Der Tod ein Leben! Die Menſchen kränkeln lebend: todt aber erfahren ſie weder Krankheit noch ſonſtige Uebel.

* * *

Pindaros. (II. Olymp. Siegshymnen. V. 56 ff. 107 ff. nach Gottfr. Fähse's Ueb. Leipz. 1804 d.)

Unbekannt iſt des Todes
Art, und unbekannt, wenn einſt der Tag,
Helios Sohn, der Freuden Schöpfer, in
Nimmer umwölkter Wonne ſein
Auge uns verſchlieſse.
Es wälzen ſich Ströme
Der Wonne, und Fluthen, ach!
Des bitterſten Jammers
In ew'gem Wechſel der Sterblichen!

— — —

Welcher in *Zevs* Reich des Frevels
Sich erfrecht, den erharrt im Schatten-
reich' ein Richter
Nimmererbittlichen Zwanges.
Doch, der Biedre pflücket im Strahl der
Sonne ew'ge Tag' und Nächte hindurch die
Blüthe des harmlosen Lebens sich ab,
Wühlt mit nervigem Arm nicht die
Schollen der Erde auf, noch
Pflügt er hin durch die Fluthen des Meers
Wegen der kargen Kost. Im Kreise der
Göttergeliebten labt sich, wer
Unverrückt den Eidschwur
Mit Freuden verehrt, an
Der thränenlosen Ewigkeit.
Weh! Jene belastet
Das Herz verwundender Jammer. Doch,
Welcher im Herzen von jedem
Frevel rein des dreyfachen Lebens
Kreis geschlossen hier, als auch dorten,*)

*) Nach der bekannten Lehre des *Pythagoras* von der Seelenwanderung, dessen Philosopheme *Pindaros* vorzüglich liebte.

Wahrlich, erklommen hat dieſer des *Zeus*
Pfad zu *Kronos* Palläſte, wo
Linderer Meereshauch der
Sel'gen Eiland umſäuſelt, auf Au'n
Goldene Blumen ſtrahlen, hier von dem
Prangenden Baume blühn, dort dem
Spiegelnden Gewäſſer
Entglühen. Sie winden
Sich blumige Kränze draus,
Umſchlingen ſich Arme
Und locken, ſelig dahin wallend.
Wie es *Rhadamanthus* heil'ger
Richterſpruch ordnet. —

* * *

Archilochus. (Nach Chr. v. Stolberg's Ueb. in d. Ged. a. d. Gr. S. 307.)

So wähnſt du, daſs die Todten, die im Leben
Die Becher jeder Wolluſt ſchwelgend leerten,
Entfliehen können Gottes Richterwage?

Das Auge der Gerechtigkeit, das ſiehet
Herab und ſchauet alles, lohnt und ſtrafet!

Der Pfad ist zwiefach jenseit unsrer
Gräber,
Den wandelt der Gerechte, den der
Böse!
O, wahrlich! wenn des Frommen und
des Frevlers
Ein gleiches Schicksal harret, wenn sie
beyde
Der Schoofs der Erde ewig in sich
schliesset:
So raube, plündre, mische Recht und
Unrecht!
Du magst es! — Doch, es sitzt auf sei-
nem Richterstuhl
Der Allbeherrscher, Er, der Todten
Richter;
Sein Nahm' ist furchtbar, und ihn auszu-
sprechen
Vermag ich nicht! Er gibt aus grenzen-
loser
Geduld ein langes Leben dem Ver-
brecher.

* * *

Anaxagoras von Klazomenae. (S. Stob. Serm. CXIX.)

Wir haben zwey Vorbilder des Todes: das eine ist die Zeit vor unserer Geburt; das andere der Schlaf.

* * *

Socrates. (S. Ciceronis Tusc. Quaest. I. 30.)

Das ganze Leben des Weisen ist eine beständige Betrachtung des Todes.

* * *

Platon (Phaedon — nach Fr. L. v. Stolberg's Uebers. in den ausgew. Gespr. d. Plat. Th. III. Königsberg. 1797. S. S. 194 ff. 208 f.)

Du siehst, dass, wenn der Mensch stirbt, das Sichtbare an ihm, der Leib, der an einem sichtbaren Orte liegt, und Leiche genannt wird, welchem aufgelöset zu werden, zu zerfallen und zu zerfließen geziemet, nicht alsbald in diesen Zustand gerathe, sondern eine ziemlich geraume Zeit sich erhalte, vorzüglich wenn er mit Anmuth geschmückt war, und der Mensch in der Blüthe des Lebens starb. —

Die Seele aber, sie, die Unsichtbare, die hinüberwallet in einen ihrer würdigen Ort, welcher herrlich, lauter und unsichtbar ist, zum *Hades*, hin zu dem wahrhaftig guten und verständigen Gotte, sie,

die Seele, welche so beschaffen, solcher Natur ist, sollte, nach dem Wahn so vieler Menschen, abscheidend vom Leibe, gleich verwehet werden und untergehen? Das sey fern! Vielmehr verhält es sich also: wofern sie rein von hinnen scheidet, nichts vom Leibe mit sich schleppend, weil sie auch während des Lebens nicht in Gemeinschaft mit ihm willigte, sondern ihn fliehend in sich selber sich zurückzog, und immer dieses zu thun sich übte; — das heifst ja, *dafs sie auf ächte Art die Weisheit liebend leicht abzusterben in der That sich übte — denn hierin besteht ja wohl die Betrachtung des Todes.*

Wofern, sage ich, die Seele also beschaffen ist, so wallet sie hinüber in das Unsichtbare, welches ihr ähnlich ist, in das Göttliche, Unsterbliche und Vernünftige, wohin gelangend sie glücklich und befreyet wird vom Wahn, von der

Unwiſſenheit, vom Schrecken, von wilder Brunſt und andern menſchlichen Uebeln, um in der That, wie die in die Geheimniſſe Eingeweiheten von ſich behaupten, während der ganzen Zukunft in Umgang zu leben mit den Göttern.

Wofern ſie aber beſudelt und ungereiniget vom Leibe ſcheidet, weil ſie immer in Verkehr mit ihm ſtand, ſein pflegte, ihn liebte, und durch ihn wie durch Zauber bethöret war von Lüſten und Begierden, ſo, daſs ihr nichts wahr geſchienen hatte, als das Körperliche, welches man betaſten, ſehen, trinken, eſſen, oder bey ſinnlichem Liebesgenuſſe brauchen mag, und ſie dagegen gewöhnt war, alles, was den Augen dunkel und unſichtbar, der Philoſophie aber verſtändlich iſt, zu haſſen, ſich davor grauen zu laſſen und es zu fliehen; meineſt du, daſs eine ſolche Seele durch ſich ſelber könne lauter werden?

Vielmehr wird sie befleckt seyn mit dem Körperlichen, womit sie wegen des beständigen Umgangs und Verkehrs mit dem Leibe, und wegen der an ihn vergeudeten Sorgfalt, wie mit einer andern Natur behaftet ward. — —

Die Seele eines Liebhabers der Weisheit ist, der Vernunft folgend, auf Einen Zweck gerichtet; das Wahre, das Göttliche, das keiner Meinung Unterworfene beschauend, und von ihm genährt. Sie glaubt also leben zu müssen, und dass sie nach dem Tode zu dem ihr Verwandten, ihr Gleichartigen, gelangend, befreyet werden soll von den menschlichen Uebeln.

— — Schön ist der Kampfpreis, und die Hoffnung gross! —

Darum muss ein Mann seiner Seele wegen gutes Muthes seyn, wenn er im Leben den Wollüsten des Leibes und dessen Schmuck, als ihm fremden

Dingen, Gehabewohl sagte, jene Sorge dagegen mehr sich zu Herzen nahm, wie er Erkenntniss erlangen und seine Seele ausschmücken sollte mit dem Schmuck, der ihr nicht fremd, sondern ihr eigenthümlich ist, mit Enthaltsamkeit, Gerechtigkeit, Mannhaftigkeit, Freyheit und Wahrheit; auf dass er, also ausgerüstet und bereit stehend zur Reise nach dem *Hades*, sich aufmachen könne, so bald ihn sein Schicksal ruft. —

* * *

Menander. [illegible] omiker. [illegible], Serm. [illegible])

— Den, *Parmeno*, den nenne ich
Den Glücklichsten, der, wenn er ohne Leid
Die hohen Dinge sah, die wir nun seh'n, —
Die Sonne, diese Sterne, Wolken, Mond
Und Feuer, — wieder geht, woher er kam.
Denn, lebtest du auch hundert, oder lebst
Du wenig Jahre nur, du siehest sie;

Und Schöneres als ſie, ſah Keiner je.
Halt' dieſe Lebenszeit, von der ich rede,
Für einen Marktort, eine Wanderſchaft,
Wo es Gedränge, Diebe, Spiel und Müh'
Die Menge gibt. Je früher du weggehſt,
Je früher findeſt du die beſs're Herberg',
Wenn du den Reiſepfenning Wahrheit haſt,
Und läſſeſt keinen Feind.

* * *

„Was machſt du, *Syra?* Wie befindſt du dich?"
Kannſt du noch alſo fragen einen Greis?
Ein Greis iſt nimmer wohl. Man ſagt mit Recht,
Und kann es ſagen: „*auch der Tod iſt gut.*"

Philemon, der Komiker. (Comicor. vet. Sententiae, ed. Henr. Stephani, 1569. 12. p. 402.)

* * *

Der Tód, das, was man ſo übertrieben das Schrecklichſte unter allem Schrecklichen genannt hat, kann uns Lebende

Epicurus. (Epiſt. ad Menoeceum. S. *Diog. Laert.*

(De vita et mor. Philos. etc. l. X.)

gar nicht treffen: *wenn er ist, so sind wir nicht mehr; und so lange wir noch leben, ist er nicht da.* Er kann also weder Lebenden noch Todten Uebel zufügen, weil *er* nicht ist, so lange *jene* noch sind, und *diese* nicht mehr sind, wenn *er* sich einstellt. Er ist daher niemahls ein wahres gegenwärtiges Uebel, und nichts ist also unvernünftiger und widersinniger, als eine künftige Veränderung zu fürchten, die uns selbst alsdann, wenn sie da ist, kein Leid zufügt.

* * *

(Euripides. Die Herakl. V. 592 ff. nach [illegible] Ueb.)

— — Soll Menschenloos
Auch drunten Gram seyn: ihr, dem Tod Geborenen,
Wohin sollt ihr euch wenden? Glaubt man doch den Tod,
Das mächtigste Heilmittel alles Mißgeschicks.

* *

Der Tod hat unter allen eingebildeten Uebeln das Eigenthümliche an fich, dafs er nur allein in der Entfernung unfägliche Angft, in der Nähe hingegen nicht den geringften Schmerz verurfachet. Viele fterben in der That, um nicht zu fterben, aus Verzagtheit und üblem Verdacht gegen den Tod.

Arkēfilas aus Aeolien. (S. *Plutarch's* Troftfchr. a. d. *Apoll.* in den mor. Abhand. Bd. I. S. 358. nach *Kaltwaffer's* Ueberf. Frankf. a. M. 1783. 8.)

* * *

Nur alsdann würden wir uns mit einigem Rechte über die Unfälle und das Ende des menfchlichen Lebens beklagen können, wenn die Natur oder eine Gottheit fich verbürgt hätte, uns gegen beyde in Sicherheit zu fetzen. Jetzt aber, da fie einen jeden einzelnen Menfchen mit dem ganzen übrigen Gefchlechte unter denfelbigen Bedingungen geboren werden läfst; fo follten wir auch ohne Anftand ein Darlehn wiedergeben, welches fie uns auf eine unbeftimmte Zeit fo gegeben

Menander. (S. *Plutarch* am ang. O.)

hatte, daſs ſie es nach Belieben wieder fordern konnte.

* * *

Thucydides (De bello peloponn. etc. L. II c. 42 ſq.)

Ein unſterbliches Denkmahl des Ruhms (ſagte *Perikles* in ſeiner Lobrede auf die im Kriege Gebliebenen) vergütet den Tapferen den Verluſt des Lebens — ein Denkmahl in dem Herzen der Nachwelt, welches glorreicher iſt, als das, unter welchem ihre Leiber ſchlummern. Für berühmte Männer iſt die ganze Erde ein Denkmahl. Ihre Tugend iſt nicht bloſs in ihrer Heimath durch Trophäen und Inſchriften geehrt, ſondern durch ungeſchriebene Denkmähler, die in dem Herzen aller Völker der Erde ruhn, und ſichrer durch dieſe, als durch irgend eine andere Art vergänglicher Monumente auf die Nachwelt gebracht werden. —

— Das Leben der Menſchen iſt den Schlägen des Schickſals immerfort ausge-

setzt, — und nur diejenigen sind glücklich zu preisen, *deren Tod edel war.*

* * *

Dem Mann, der nie von Leiden ruht, ist's Schmach,
Wenn er sich doch nach langem Leben sehnt.
Erfreut der Tag, der auf den andern folgt,
Uns nur, weil er dem Tode Säumniss gibt?
Ich kaufte nicht für niedern Werth den Mann,
Der immer sich an eitler Hoffnung wärmt.
Dem Edlen ziemt es, schön zu leben, schön
Zu sterben.

Sophokles. (*Ajas* etc. v. 457 ff. nach *Chr. von Stolberg's* Uebers.)

* * *

Warum können wir uns gar nicht in die Unfälle der Natur ergeben, da wir doch wissen, dass der Tod den Schlimmsten, wie den Besten, gemein sey? Denn

Lysias, der Attische Redner. (Epitaphische Rede etc. nach der Uebers. in *Wieland's* Att.

Mus. Bd. 1. S. 253 f. Zürich 1796-8.)

der Tod versäumt die Bösen so wenig, als er die Guten schont; er beweist sich vielmehr gegen Alle gleich. — Unsre Natur kann den Krankheiten und dem Alter nicht widerstehen, und der Genius, dem die Bestimmung unsers Schicksals zu Theil ward, ist unerbittlich. *Darum sollte man diejenigen für die Seligsten achten, welche für das Gröſste und Herrlichste kämpfend, ihr Leben endigten*; die es nicht dem Zufall überlieſsen, über sie zu entscheiden, noch den natürlichen Tod erwarteten, sondern den schönsten wählten. — Sie werden beklagt als Sterbliche, wegen ihrer Natur; besungen aber als Unsterbliche, wegen ihrer Seelengröſse.

* * *

Antigone.

Sophokles, Antig. v. 451 ff. nach Solgers Ueb.)

— — Die Götter prägeten
Das Urgesetz tief in das Herz des Menschen ein.

Drum hielt ich *dein* Gesetz nicht für so wichtig, daſs
Ich dieses Götterrecht, das ungeschriebene,
Und nimmer wankende, verrücken dürfte, ich,
Die Sterbliche! — Seit heut und gestern ist es nicht,
Sein Ursprung ist verhüllt, sein Leben Ewigkeit.
Nein, dieſs entweih' ich nie, durch frechen Uebermuth
Geschreckt, und rufe nicht der Götter Fluch auf mich.
Daſs hier mein Lohn der Tod sey, wuſst' ich voraus; —
Für mich, die Arme, ist ein früher Tod Gewinn.
Wie wär er's nicht für den, deſs ganzes Leben so,
Wie mein's, ein Wechsel ist von Jammer, Angst und Noth?
Drum ist für mich der Tod nicht Strafe und nicht Schmerz.

Doch, unbegraben, ach! den Bruder da
zu sehn,
Dieſs wär', und nicht der Tod, der
Schmerzen bitterſter.

* * * *

Platon. (Apolog. *Socrat.* Opp. T. I. pag. 28. edit. Henr. Steph. 1578. Fol.)

Du urtheilſt falſch, o Menſch! wenn du in dem Wahne ſtehſt, *ein Mann, der nur noch einigen Werth habe, müſſe die Wahl zwiſchen Leben und Tod für ein Wagſtück halten.* Vielmehr muſs er einzig darauf ſehen, ob er im Fall des Handelns rechtmäſsig oder unrechtmäſsig handle, ob er durch ſeine Thaten ſich als einen guten oder ſchlechten Mann darſtelle.

In Wahrheit, ihr Athener! So verhält ſich die Sache! Den Poſten, auf den Jemand, weil er ihn für den beſten hielt, ſich ſelbſt geſtellt hat, oder auf den er geſtellt worden iſt, muſs er, meiner Meinung nach, ſelbſt in Gefahren

haupten, und über alles in der Welt, bst den Tod nicht ausgenommen, muſs hinwegſehen, nur über die Schande cht. — —

* * *

Dem Tode durch flehende Bitten aus-weichen, achtete *Socrates* nicht würdig, ondern glaubte vielmehr, daſs nun für n die rechte Zeit zu ſterben ſey. Daſs r alſo geſinnt war, erhellete noch of-fenbarer, als das Urtheil gegen ihn ge-ſprochen war. Zuvörderſt, als ihm ſich ſelber eine Strafe feſtzuſetzen geheiſsen ward, that er es nicht, gab auch nicht zu, daſs es ſeine Freunde thäten, ſon-dern ſagte, es gezieme nur ſolchen, die ſich eines Unrechts ſchuldig bekennten. Ferner, als ſeine Freunde ihm zur heim-lichen Entweichung die Hände boten, gab er ihnen nicht Gehör, ſondern fragte, gleichſam ſcherzend, ob ſie auſser dem

Xenophon. (Apol. Socrat. nach Fr. L. v. Stolberg's Ueberſetzung, im angeführt. W. S. 87 ff.)

Attischen Gebiet ein Plätzchen kennten, welches dem Tode nicht zugänglich wäre. — —

Derhalben, sprach er, daſs ich durch Unrecht sterbe, darf ich nicht von mir selbst geringer denken, es gereichet ja nicht mir, sondern denen zur Schande, die mich verdammten. So tröstet mich auch *Palamedes*, der mit mir auf ähnliche Weise starb, und noch jetzt weit schönern Inhalt zu Gesängen darbeut, als *Odysseus*, der ihm durch Unrecht den Tod bewirkte.

Ich weiſs, daſs die Zukunft und die vergangene Zeit mir das Zeugniſs geben werden, daſs ich niemahls einen Menschen beleidigte, daſs ich auch keinen schlimmer machte, sondern denen, die mit mir umgingen, wohl that, umsonst sie, nach Vermögen, unterrichtend in allem Guten.

Er machte ſich auf und ging von dannen, als er das geſagt hatte. Alles an ihm entſprach ſeinen Worten; heiter war ſein Blick, ſeine Gebehrde, ſein Gang. Als er ſeine Begleiter weinen ſah, ſprach er: Was iſt das? Nun weinet ihr? Wuſstet ihr nicht vorlängſt ſchon, daſs, ſeit ich geboren ward, mir die Natur den Tod zuerkannt hatte? Ja, wofern ich vor meiner Zeit ſtürbe, ſo möchten freylich meine Freunde und ich ſich drüber härmen; da ich aber jetzt, bey bevorſtehenden Beſchwerden, das Leben verlaſſe, ſo ſolltet ihr, dünket mich, wohlgemuth ſeyn allzumahl, als bey einem Glücke, das mir wiederfährt.

* * *

Nach aufgehobener Verſammlung (in der das Volk den *Phokion* mit ſeinen Freunden zum Tode verurtheilt hatte) führte man die Männer ins Gefängniſs. Die andern umarmten noch ihre Freunde

Plutarchos. (*Phokion*, nach *Kaltwaſſer's* Ueberſetz. der vergl. Lebensbeſchreib. Th. VII. Magdeb. 1803. 8. S. 199 ff.)

und Verwandten, und gingen mit lauten Klagen und Weinen ab; *Phokion* hingegen zeigte jetzt eben die Miene, wie wenn er sonst als Feldherr aus der Versammlung nach Hause begleitet wurde, und man konnte nicht umhin, die Gleichmuth und Seelengröße des Mannes zu bewundern. Seine Feinde aber liefen neben ihm her, und stießen die ärgsten Schmähungen gegen ihn aus; ja, einer lief sogar auf ihn zu, und spukte ihn an. Da soll sich denn *Phokion* zu den Magistratspersonen gewendet und gesagt haben: „Will denn Niemand diesen ungezogenen Menschen Einhalt thun?"

Im Gefängnisse gerieth *Thudippus*, als er den Schierling reiben sah, in großen Unmuth, und beklagte sein Schicksal, daß er auf eine so unwürdige Art mit *Phokion* sterben müßte. „Wie?" sagte dieser, „bist „du denn nicht zufrieden, daß du mit „*Phokion* zugleich stirbst?" Auf die Frage

eines Freundes, ob er an feinen Sohn *Phokus* noch etwas zu beftellen hätte, antwortete er: „Allerdings, ich befehle „ihm, dafs er gegen die Athener keinen „Groll hegen folle." Da *Nikokles*, der fein vertrautefter Freund war, darum bat, dafs er ihn doch das Gift zuerft möchte trinken laffen, erwiederte er: „Diefe „Bitte ift für mich hart und traurig; aber „weil ich dir im Leben nie etwas abge„fchlagen habe, fo bewillige ich dir auch „diefes."

Nachdem Alle fchon ihren Theil getrunken hatten, fehlte es zuletzt für den *Phokion* an Gifte, und der Henker erklärte, er würde kein anderes reiben, wenn er nicht zwölf Drachmen bekäme, fo viel nämlich eine Drachme koftete. *Phokion* rief alfo, weil darüber viel Zeit verftrich, einen Freund, befchwerte fich, dafs man in Athen nicht einmahl umfonft fterben könnte, und bat ihn, dafs er dem Menfchen das Geld geben möchte. —

Indefs wufsten feine Feinde, gleich als wenn ihre Rache noch nicht hinlänglich befriediget wäre, eine Verordnung zu bewirken, dafs *Phokion's* Leichnam über die Grenze gefchafft, und kein Atheener fich unterftehen follte, zu deffen Beerdigung Feuer anzuzünden. Daher unterftand fich auch keiner feiner Freunde, feinen Leichnam anzurühren. Allein, ein gewiffer *Konopion* verbrannte den über Eleufin hinaus gefchafften Körper, wozu er das Feuer aus dem Megarifchen Gebiet holte. Eine Megarerin, die ihm dabey mit ihren Mägden an die Hand ging, errichtete dafelbft dem *Phokion* ein Denkmahl, und begofs es mit Trankopfern; die Gebeine aber fammelte fie in ihren Schoofs, trug fie bey Nachtzeit in ihre Wohnung, und begrub fie da neben dem Herde, indem fie fagte: „Dir, lieber „Herd, gebe ich diefe Ueberbleibfel eines „rechtfchaffenen Mannes in Verwahrung; „gib fie aber für das väterliche Begräbnifs

„zurück, wenn einmahl die Athener wie-
„der zur Vernunft kommen werden.“

* *

Der Tapfere wird den Tod unter allen Uebeln am standhaftesten ertragen; denn er ist das Ende von Allem, und für den Todten ist nichts mehr, weder Gutes noch Böses. *Aristoteles.* (Eth. III. 6. 7. nach der Ueb. von *Jenisch*. Danzig. 1791. 8.)

Tapfer heisst nur der, welcher einen anständigen Tod, und alles, was zu demselben führen kann, nicht fürchtet. —

Durch den Tod der Armuth, der Liebe, oder irgend einer andern Beschwerde zu entfliehen, das beweiset nicht Tapferkeit, sondern Feigheit. Denn es ist Weichlichkeit, Beschwerde zu meiden: er entschliesst sich zum Tode, nicht, weil es in diesem Fall anständig ist, sondern weil er dem Uebel entgehen will.

* *

Platon. (*Gorgias.* Opp. T. I. p. 512. ed. cit.)

Siehe doch einmahl zu, du Glücklicher, *ob es nicht etwas ganz anderes sey, edel und gut, als lebendig bleiben, oder lebendig erhalten werden.* Wer einen wahrhaft männlichen Sinn hat, wünscht nicht etwa so oder so lange zu leben (denn so lebenssüchtig ist er nicht), sondern er überlaſst das der Gottheit, und glaubt es selbst den Weibern, daſs ohnehin Niemand seinem Schicksale entfliehen werde, und so untersucht er denn bloſs, *auf welche Art er die Zeit, die er zu durchleben hat, am besten durchleben könne.*

Xenophon (De Cyri Pers. rege institut. l. VIII. Opp. omn. ex edit. *Jo. Leunclav.* l. II. Basil. 1572. fol. p. 186 sqq.)

Ich habe (sagte der sterbende *Cyrus*) mehrere Gründe, zu hoffen, daſs meine Seele nach dem Tode des jetzt zusammenfallenden Körpers nicht untergehen, noch die ihr eigenthümlichen Vorzüge verlieren werde. Allein, wenn sie auch zugleich mit dem Leibe sterben sollte, so ist auch dieſs

bevorstehende Schicksal nicht im Stande, mich niederzuschlagen und trostlos zu machen. Was kann für einen Menschenfreund süsser und beseligender seyn, als die Vorstellung, mit der Erde wieder vereiniget zu werden, die alles, was gut und schön ist, erzeuget und ernähret, die ihn selbst so lange getragen und erhalten hat! Was tröstender, als der Gedanke, durch die Rückkehr der aufgelösten Theile seines Leibes in den Schoofs der mütterlichen Erde auch nach dem Tode noch den Menschen nützlich zu werden, welche zu lieben und glücklich zu machen, im Leben selbst seine wichtigste Beschäftigung war!

* * *

Es ist dir nicht unbekannt, dass den Menschen, wie sich der Gedanke an den Tod näher herzudrängt, eine bange Besorgniss an das, was ihm vorher gar nicht in den Sinn kam, überfällt; dass

Platon. (De Republ. L. I. nach *Fähse'ns* Uebers. Bd. I. S. 216 f. Leipz. 1800. 8.)

jene allgemein bekannten und bisher von ihm verlachten Mythen von der Unterwelt und den Strafen der Ungerechten dann seine Seele mit der Frage, ob sie auch wohl wahr seyn möchten, erschüttern; daſs er entweder aus Schwäche des Alters, oder weil er sie wegen der gröſsern Nähe genauer unterscheiden kann, besorgter und ängstlicher wird, schon anfängt, mit sich Rechnung zu machen, und um sich herum zu sehen, ob er wohl Jemanden Unrecht gethan habe. Wer nun sein Leben voll von Lastern findet, der schreckt oft, wie die Kinder, aus dem Schlafe auf, zittert und bebt, und quält sich mit banger Furcht. Dem aber, dessen Herz rein von allen solchen Flekken ist, steht immer die süſse Hoffnung, diese, nach dem *Pindarischen* Ausdrucke, zärtliche Pflegerin des Alters, zur Seite; denn lieblich ist sein Gesang: „Den „reines Herzens und heiliger Empfindun- „gen begleitet die süſse herzstärkende

„Hoffnung, diese Pflegerin des Alters, die „das veränderliche Herz des Menschen „besonders leitet.“ —

* * *

Aeschines, der Sokratiker. (Axiochos, nach der Ueb. von Coss, im Mus. f. d. gr. u. röm. Litt. St. 1. Zürich, 1794. S. 73. f.)

Wenn die Elemente, aus welchen wir zusammengesetzt sind, einmahl aufgelöst, und das Geistige in uns, die Seele, in ihr eigenthümliches Gebiet zurückgesetzt worden; so ist das, was man den Leib nennt, jene irdische vernunftlose Substanz, nicht der Mensch. Denn, was wir sind, das ist die Seele, das unsterbliche Lebendige, die in eine sterbliche Hülle eingeschlossen ist: die Natur hat sie mit dem Leibe wie umkleidet, daß sie durch ihn unangenehme Empfindungen erfahren sollte. Die Wollust, die er genießt, ist trüglicher Schein, vorbeyrauschend, und mit mannigfaltigen Schmerzen untermischt; sein Weh wirklich, anhaltend und ohne alle Lust. Noch hat sie ihm Krankheiten und manches, was

die äufsern Sinnenwerkzeuge quälen mufs, anbedungen, wozu fich auch die innern Uebel gefellen. Diefen von allen Seiten her zugänglich, in einem nothwendigen Kampfe mit ihnen, fchmachtet und dürftet die Seele nach den ihr verwandten Lichträumen des Himmels, und ftrebet hinauf nach dem Leben und der harmonifchen Gemeinfchaft unter den Sphären dort oben, fo, dafs der Uebergang von diefem Leben eine Umwandlung vom Böfen ins Gute wird.

* * *

Platon. (De republ. L. X. nach Walter's Uebers. Bd II. S. 372 Altona, 1799. 8.)

— Lafst uns an dem Glauben feft halten, dafs die Seele unfterblich und für die Aufnahme aller Uebel und aller Güter empfänglich fey. Lafst uns daher den Weg zum Himmel hinanftreben, und uns der Gerechtigkeit und Weisheit aus allen Kräften befleifsigen, damit wir mit uns felber und den Göttern in Freundfchaft leben, damit wir fchon hier, als Sieger

gekrönt, die Preisbelohnungen der Tugend empfangen, und dereinst auf jener tausendjährigen Wanderung uns glücklich fühlen mögen.

* * *

— Es gibt so viele und schöne Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. Denn gewiss, ein vergängliches Wesen würde sich nimmer zu so erhabenen Unternehmungen emporschwingen, würde nimmer die Stärke viel mehr vermögender Thiere verachten, Meere durchsegeln, Städte erbauen und Staaten gründen können; würde nimmer das Auge zum Himmel erheben, und den Umlauf der Gestirne, den Gang der Sonne und des Mondes, ihren Aufgang und Niedergang, ihre Versinsterungen und schnellen und jährlichen Abweichungen erforschen und bestimmen dürfen; — — nimmer die Veränderungen der Welt für die Nachkommenschaft aufzeichnen und verewigen, wenn nicht eine göttliche

Aeschines. (*Axioch.* etc. nach der Ueb. v. Com. a. a. O. S. 82 f.)

Kraft die Seele belebte, wodurch sie Einsicht und Kenntniſs von all dieſen groſsen Ereigniſſen erlangte. Gewiſs alſo geheſt du nicht zum Tode, ſondern zur Unſterblichkeit über; gewiſs wirſt du der Genüſſe des Guten nicht beraubt, vielmehr weit reinerer theilhaftig werden; wirſt Freuden einernten, auf welche dein ſterblicher Theil nicht mehr einfließt, nein! die von allen Schmerzen unvermiſcht ſind; denn, erledigt aus jenem Gefängniſſe, wirſt du dahin gelangen, wo alles Leid, und aller Schmerz, und alles Alter aufhört.

Empfangen wird dich ein Leben voll Ruhe, das, nimmer ſchwanger mit Uebeln, in ewig ungetrübter Stille dich umfließt, wo du die Natur erforſchen, und unbekümmert um den Beyfall der Schaubühne des Volks, dein Nachdenken allein der ewig heiligen Wahrheit widmen kannſt.

* * *

Laſst uns die Todten mit Erde bedecken, und jeder Theil kehre dahin zurück, wo er herkam: der Geiſt in die höhern Regionen, der Körper zur Erde. Wir beſitzen dieſen nicht eigenthümlich, ſondern nur ſo lange, als wir ihn bewohnen; wir haben ihn ſeiner Mutter zurückgegeben.

Moſchion von Syracus. (*Stob.* Serm. CCXXII.)

*

Laſst uns unſere Freunde mäſsig betrauren; denn ſie ſind nicht geſtorben, ſondern jenen Weg voran gegangen, den Alle nothwendig betreten müſſen. Wir werden uns wieder treffen, und gemeinſchaftlich ein anderes Leben fortführen können.

Antiphanes. (*Stob.* Serm. CXXIII.)

* *

O *Jupiter*! warum haſt du die kurze Zeit, die du uns zu leben gabſt, nicht von Kummer befreyt?

Euphrones, der Komik. (Comicor. Sent. gr. et lat. per *Jacob Hertelium*. Baſil. 8. p. 630.)

* *

Sophokles. (Electra etc. v. 1101 sq. nach Chr. von Stolberg's Uebers. Bd. I.)

— Jamm're mehr nicht, als dir ziemt;
Denn unser aller Erbtheil ist der Tod!

* * *

Philemon. (Comic. Gr. Sent. ex edit. Henr. Steph. p. 385 sq.)

Der Menschen Viele machen sich das Uebel
Noch grösser, als es ist. Dem starb ein Sohn;
Dem eine Mutter; dem, beym *Jupiter*!
Gar ein Verwandter. Nähm' er's, wie es ist,
So starb ein Mensch. Das ist an sich das Uebel.
Nun aber ruft er aus: „Das Leben ist für mich
Kein Leben mehr! Er ist dahin! Ich werd' ihn
Nie wieder sehn!" Er sieht den Unglücksfall
Allein in sich, und häuft auf Uebel Uebel.
Wer alles mit Vernunft betrachtet, wie

Es an ſich ſelbſt, und nicht für ihn nur
ſey,
Empfängt das Glück, und hält das Un-
glück fern.

* * *

Das Letzte, was aller Menſchen wartet, iſt der Tod, dem keiner entgehen kann.

Demoſthenes, der Attiſche Redner. (Pro Corona, Edit. *Reiskii*, Vol. I. p. 558. Lips. 1770. 8.)

* * * *

Aeſchylos hat ganz Recht, wenn er diejenigen, welche den Tod für ein Unglück halten, mit dieſen Worten beſtraft:

Plutarchos. (Troſtſchr. an d. *Apoll*. Bd. I. der mor. Abh. nach *Kaltwaſſer's* Ueberſetz. S. 347 f.)

„Mit Unrecht iſt der Tod den Sterb-
lichen verhaſst,
„Er, der aus vielem Jammer uns erret-
ten kann."

Dieſem ahmt ein anderer Dichter nach, wenn er ſagt:

„Komm, Tod, du Arzt, der sich're Hülfe bringt!
„Mein einz'ger Hafen bist du auf der Welt."

Grofs ist es, wenn man unerschrocken und mit Ueberzeugung sagen kann:

Wer ist ein Sklav? — Der niemahls an den Tod gedenkt.

Und was ist denn auch eben so Unangenehmes und Klägliches beym Sterben? Da der Tod vielleicht nur allzu sehr mit uns bekannt und vereiniget ist, so sehe ich nicht ein, warum er für so gar schmerzhaft gehalten wird. Warum wundert man sich, wenn das Trennbare zertrennt, das Schmelzbare zerschmolzen, das Brennbare verbrannt, das Vergängliche vernichtet wird? Ist wohl der Tod zu irgend einer Zeit nicht in uns?

„Lebend und todt," sagt *Heraklitos*, „wachend und schlafend, jung und alt,

„ist immer ein und dasselbe; denn dieses „wird nur in jenes, und jenes wieder in „dieses verwandelt." —

Die erste Ursache, die uns das Licht der Sonne zeigt, eben diese führt auch das finstere Schattenreich herbey. Ein Bild davon ist gewisser Maßen die uns umgebende Luft, da sie wechselsweise Tag und Nacht macht, Leben und Tod, Schlaf und Wachen uns zuführt. Deswegen sagt man auch, das Leben sey eine wieder zu bezahlende Schuld, die unsere Vorväter vom Verhängnisse erborgt hätten; diese müßten wir, so bald der Gläubiger sie fordert, gelassen und ohne Seufzen bezahlen, wenn wir nicht für undankbare und betrügerische Schuldner wollten gehalten seyn.

* * *

Jegliches, was aus Erde zuvor war, kehret in Erde
Wieder zurück; was aber aus Aether-Räumen gesandt war,

Lucretius. (De nat. rer. L. II. v. 998 sqq.)

Solches fleigt hoch wieder empor im Bezirke des Himmels.
Und nicht raffet die Dinge der Tod so, daſs er des Weſens
Stoffe vertilgt; nein, bloſs die Verſammelung trennet er jenen. *)

* * *

Epictetus. (Enchirid. X.)

Nicht die Dinge ſelbſt, ſondern die Urtheile von den Dingen, beunruhigen die Menſchen. So iſt der Tod an ſich nichts Schreckliches, ſonſt hätte ihn auch *Socrates* dafür gehalten; ſondern das Urtheil vom Tode, daſs er etwas Schreckliches ſey, dieſes iſt das Schreckliche ſelbſt.

* *

Cicero. (Tusc. Quaeſt. L. I. c. 38.)

Wer ſich das ſanfteſte Bild vom Tode macht, vergleicht ihn mit dem

*) Vergl. die S. 4 ff. angeführten Ausſprüche des Ebräiſch. Verf. von *Koheleth's* Lehren, und des *Homeros, Euripides* und *Phocylides*, S. 27 u. 28.

Schlafe. — Der Schlaf ist das Bild des Todes; du hüllest dich täglich in dieses, und bist noch ungewiſs, ob im Tode eine Empfindung sey, ob du gleich an seinem Gegenbilde keine gewahr wirst. —

*

Lucretius. (De nat. rer. L. III. v. [*]1036 sqq. 1091 sq. nach *Meineke'ns* Uebersetz. Bd. I. Lpz. 1795. 8.)

O du, wer du auch bist, geh' in die Geschichte zurücke,
Und dann sprich zu dir selbst: Der unvergleichliche *Ancus*,
(Ungleich besser als du durch tausendfache Verdienste,
Undankbarer Mensch) der unvergleichliche *Ancus*
That die Augen zu. Viel andre mächtige Fürsten,
Groſser Staaten Regenten, wo sind sie? —
[*]Sie starben. Er selber,
Der sich den Weg sogar einst durch den Ocean bahnte,

Und Legionen befahl, durch Meereswogen zu ziehen,
Ueber die salzige Fluth, des furchtbaren Brausens nicht achtend,
Fußvolk schreiten lehrte — auch diesem brachen die Augen,
Und sein Geist entfloh aus morscher sterblicher Hülle!

Jener *Scipiade*, das Schrecken des stolzen Carthago,
Gleich dem Blitz in der Schlacht — auch seine Gebeine bedecket
Staub des Grabes, als wär' er ein feiler Sclave gewesen.
Setz' hinzu die Erfinder der Wissenschaften und Künste,
Denk' an der Musen Gefolg', und ihren Führer *Homeros*:
Ach, gleich Andern genießt auch er der Ruhe des Grabes!

Als dem *Demokrit* im hohen Alter des Geistes
Schwäche fühlbar ward, da streckt' er dem kommenden Tode
Gern sein Haupt entgegen. Der erste denkender Köpfe,
Selbst mein *Epicur*, der, wie die Sonne beym Aufgang
Alle Gestirne des Himmels, so alle Köpf' überstrahlte,
Schloss die Augen zu, und schlummert neben den Andern.

Und nun sträubest du, du, dich zu sterben, der selbst schon
Todt bey sehenden Augen, und bey lebendigem Leib ist? — —
— Einmahl ist uns gewiss des Lebens Grenze bezeichnet;
Niemand wird ihm entgehn, dem treffenden Schlage des Todes.

Cicero. (Tusc. Quaest. L. I. C. 40. 41. 42. nach *Dusch's* Uebersetz. im Mus. f. d. gr. u. röm. Litt. St. 1. Zürich. 1794. 8.)

— Welches Interesse hat nicht die Geschichte des *Theramenes* für mich! mit welcher erhabenen Seele erscheint er darin! Zwar beym Lesen derselben kann ich meine Thränen nicht zurück halten; und doch stirbt der ruhmvolle Mann gar nicht auf eine klägliche Art. Auf Befehl der dreyssig Tyrannen ins Gefängniss geworfen, schlürft er das Gift, wie wenn er Durst darnach hätte, und schüttet das Uebrige aus dem Becher auf den Boden, dass es tönt. Er lächelt dabey; „*ich bringe dieses*,“ sagt er, „*dem schönen Kritias zu.*“ Es ist nämlich Sitte der Griechen bey Gastmahlen, denjenigen zu nennen, dem man den Becher bringen will; und *Kritias* war der heftigste Feind des *Theramenes*. —

Der vortreffliche Mann scherzte also noch im letzten Augenblicke seines Lebens, zu einer Zeit, wo er den Tod schon in sich geschlungen hatte, und prophe-

zeite richtig dem, welchem er das Gift zugetrunken, den Tod, welchen dieser kurz darauf starb. Diesen Gleichmuth der entschlossensten Seele mitten im Tode, wie könnte derjenige ihn loben, welcher den Tod für ein Uebel hielte? — — Wenige Jahre hernach kommt *Socrates*, durch das nämliche Verbrechen von Richtern, wie *Theramenes* durch das von Tyrannen, in das nämliche Gefängniſs, und trinkt den nämlichen Becher. Höre nur die Rede, welche ihn *Platon*, als er schon zum Tode verurtheilt war, vor seinen Richtern halten läſst.

„*Ich habe groſse Hoffnung, ihr Richter,*“ sagte er, „*daſs es mir gut gehe, da ich dem Tode übergeben werde. Denn eines von beyden muſs nothwendig seyn: entweder nimmt der Tod überhaupt alle Empfindung, oder man geht durch den Tod aus dieser Welt an einen andern Ort. Wird nun alle Empfindung zernichtet,*

und ist der Tod dem Schlafe ähnlich, der zuweilen, auch ohne Träume, die sanfteste Ruhe gewährt: gute Götter! welcher Gewinn ist es dann, zu sterben! oder wie viele Tage im Leben könnte man finden, die man einer solchen Nacht vorziehen möchte! und wer ist seliger, als ich wenn die ununterbrochene Dauer aller folgenden Zeiten dieser Nacht ähnlich ist! Ist aber die andere Meinung wahr, und ist der Tod nur ein Auswandern nach denjenigen Gegenden, welche die abgeschiedenen Seelen bewohnen: nun so ist es noch viel seliger für mich, denen, welche hier für Richter angesehen seyn wollen, entgangen zu seyn, und zu jenen zu kommen, welche mit Recht den Nahmen der Richter verdienen, zu einem Minos, Rhadamanthus, Aeakus, Triptolemus; und die anzutreffen, welche gerecht und gewissenhaft gelebt haben. Eine solche Reise — kann sie euch unbedeutend scheinen? oder könnet ihr es gering achten, mit Orpheus, Musaeus,

Homeros, Hesiodus umgehen zu dürfen? Ich wenigstens wollte gern, wenn es möglich wäre, eines vielfachen Todes sterben, um die Freuden zu finden, von welchen ich so eben sprach. Aber welches reizende Vergnügen wäre erst das für mich, wenn ich einem Palamedes, einem Ajax oder Andern, die unter dem Urtheile ungerechter Menschen gelitten haben, begegnete! Auch würd' ich die Kenntnisse und Erfahrungen eines Sisyphus, eines Ulysses, und des königlichen Anführers, welcher das gröſste Heer vor Troja gebracht hat, ausforschen, und wegen Fortsetzung dieser, hier schon gehabten, Gewohnheit gewiſs nicht zum Tode verurtheilt werden. Aber auch ihr, ihr Richter, die ihr mich freysprachet, fürchtet den Tod nicht. Denn einem rechtschaffenen Manne kann nie etwas Böses begegnen, weder im Leben, noch im Tode: und wie werden seine Angelegenheiten der waltenden Aufsicht der unsterblichen Götter entgehen. Ist doch meine eigene

gegenwärtige Lage kein Werk des Zufalls. Uebrigens hab' ich keinen Grund, weder über meine Ankläger, noch über meine Verurtheiler ungehalten zu seyn, es müsste denn seyn, dass sie mir zu schaden geglaubt haben."

So ungefähr sprach *Socrates*. Aber nichts ist schöner, als der Schluss seiner Rede: „*Es ist Zeit*," sagt er, „*zu gehen, für mich, um zu sterben, für euch, um thätig für dieses Leben zu seyn. Welches das Bessere ist, wissen die unsterblichen Götter; ein Mensch dürfte schwerlich es wissen.*"

Bey Gott! eine solche Gesinnung wünschte ich mir unendliche Mahl mehr, als die Glücksumstände derer, welche über einen *Socrates* gerichtet haben. — Uebrigens, welches besser sey, weiss er selbst wohl, wenn er gleich sagt, ausser den Göttern wisse es niemand. Er hatte sich auch vorher deutlich darüber erklärt; allein

er bleibt seinem Grundsatze, nichts zu behaupten, bis ans Ende getreu. Wir hingegen wollen nun uns das zum Grundsatze machen, nichts für ein Uebel zu halten, *was die Natur als Loos für Alle bestimmt hat*, und einsehen lernen, dass, wenn der Tod ein Uebel ist, das Uebel endlos sey. Denn der Tod ist das Ende eines unglücklichen Lebens; ist er nun selbst auch ein Unglück, so ist des Unglücks kein Ende.

Aber warum nur Beyspiele von einem *Socrates* oder *Therameues*, Männern von ganz vorzüglicher Tugend und Weisheit? Hat doch ein gemeiner Lacedämonier den Tod eben so muthvoll verachtet. Er war von den Ephoren zu demselben verurtheilt; auf dem Wege zum Richtplatze hatte er eine heitere und frohe Miene. „*Du verachtest*,“ sagte ein Feind zu ihm, „*die Gesetze Lykurg's?*“ „*So gar nicht*,“ war seine Antwort, „*dass ich ihm*

vielmehr den gröfsten Dank weifs, weil er eine Strafe mir auflegte, die ich, ohne Schulden machen zu müssen, entrichten kann." Wahrhaftig ein Mann, Sparta's würdig! mit einer so grofsen Seele, dafs ich ihn für unschuldig verurtheilt halten möchte! Solcher Männer hatte unser Staat unzählige. Ich will nicht Feldherren und Staatsmänner hier nennen. Ganze Legionen, schreibt *Cato*, gingen oft mit frohem Muthe an den Ort, von dem sie glaubten, dafs sie nicht mehr zurückkommen würden. Mit gleichem Muthe starben die Lacedämonier bey Thermopylä, auf welche *Simonides* die bekannte Grabschrift verfertigte:

„*Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest*
„*Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.*"

Kleomenes (König von Sparta und Wiederhersteller der Lykurgischen Zucht), nachdem er von neuem alle seine Kräfte aufgeboten und durch wiederholte grosse Thaten Griechenland mehr als je zuvor in Erstaunen gesetzt hatte, musste, nach einem unglücklichen Treffen, bey Sellasia, (gegen den Macedonischen *Antigonus*) sich selbst zur Flucht entschliessen. Er schiffte sich zu Gythium mit einigen Freunden ein, und war schon nahe bey Cyrene, als einer seiner Begleiter, *Therykion*, ein Mann, der in seinen Thaten immer grossen Muth gezeigt, in seinen Worten aber etwas Hochfahrendes und Ruhmrediges hatte, ihn bey Seite zog, und zu ihm sagte: „Den schönsten Tod, o König, haben „wir auf dem Schlachtfelde, wo er sich „uns anbot, entwischen lassen, obgleich „zuvor uns Alle sagen hörten, dass dem „*Antigonus* der Sieg nicht anders als mit „dem Tode des Königs von Sparta zu „Theil werden sollte. Jetzt bleibt ein

Plutarchos. (Aus dem Leb. des *Kleomenes*, nach *Jacobi's* Uebersetz. im Woldem. Königsb. 1794. S. 194 ff.)

„anderer Tod uns übrig, der an Ruhm „und Tapferkeit dem ersten wenig nach„gibt. Wohin schiffen wir so, ohne ver„nünftigen Grund? Warum fliehen wir „vor dem, was uns nahe liegt, um es in „weiter Ferne aufzusuchen? Denn wenn „es Herakliden keine Schande bringt, den „Nachkömmlingen des *Philipp* und *Alexan„der* sich zu unterwerfen, so dürfen wir „der Schifffahrt nur entsagen, und uns dem „*Antigonus* ergeben. — — Ist es aber „unser unwürdig, sogar denen zu gehor„chen, die mit ihren Waffen uns besiegt „haben; warum machen wir denn einen „Mann zu unserm Herrn, der diesen Vor„theil nicht einmahl über uns erhalten „hat? Etwa, damit wir uns statt Eines „Siegers zwey geben; den *Antigonus*, „vor dem wir fliehen, und den *Ptole„mäus*, dessen Gunst wir erschmeicheln „müssen? Oder gehen wir um der Kö„niginn, deiner Mutter willen, nach

„Aegypten? *) Wahrlich, dieser bereitest
„du ein schönes und erfreuliches Schau-
„spiel, indem du ihr Gelegenheit verschaffst, den Weibern des *Ptolemaeus* ih-
„ren Sohn zu zeigen, wie er aus einem
„Könige ein Flüchtling und Gefangener
„geworden ist! Lass uns vielmehr, da
„wir unseres Schwertes noch mächtig
„sind, und Sparta noch vor unsern Augen
„liegt, diesem unglücklichen Leben ein
„Ende machen, und uns dadurch bey de-
„nen rechtfertigen, die bey Sellasia für ihr
„Vaterland gestorben sind! Oder dünket
„es dir rühmlicher, in Aegypten die Nach-
„richt abzuwarten, was für einen Satrapen
„*Antigonus* über Sparta bestellet hat?"

Auf diese Vorstellungen des *Therykion* antwortete *Kleomenes*: „Feigherziger!

*) *Kleomenes* hatte früher den Aegyptischen König *Ptolemaeus* um Beystand angerufen, worauf dieser von ihm verlangte, dass er seine Mutter und Kinder als Geiseln schicken sollte. Das edle Weib hatte sich auch sogleich deswegen nach Aegypten begeben.

„indem du zu sterben suchst, welches un-
„ter allen menschlichen Dingen das leich-
„teste und immer in eines Jeden Gewalt
„ist, willst du dir den Schein der Tapfer-
„keit geben, und ergreifst dadurch eine
„schändlichere Flucht, als diejenige, die
„du rügest. Mehr als ein Mahl haben,
„durch das Glück oder durch die Menge
„besiegt, Männer, die weit besser waren,
„als wir, vor ihren Feinden fliehen müs-
„sen; wer aber vor Mühseligkeiten und
„Beschwerden flieht, oder von dem Lob
„und Tadel anderer Menschen sich bemei-
„stern läst, ist ein Sclave seiner eigenen
„Schwäche. *Der selbst gewählte Tod muss*
„*eine Handlung, nicht eine Flucht vor*
„*Handlungen seyn, und es ist nichts schänd-*
„*licher, als für sich allein zu leben oder zu*
„*sterben.* Zu einer solchen Schande aber
„führt dein Rath, unsern gegenwärti-
„gen Uebeln durch einen Tod zu entflie-
„hen, der weder Ehrenvolles noch Nütz-
„liches stiftet. Mein Rath hingegen ist,

„daſs wir beyde, ſowohl du als ich, die „Hoffnung, unſerm Vaterlande nützlich zu „ſeyn, noch nicht aufgeben. Verlaſst uns „dieſe Hoffnung ganz, ſo wird es uns ein „Leichtes ſeyn, unſerm Leben, wenn wir „Luſt haben, ein Ende zu machen."

Therykion erwiederte dem *Kleomenes* nichts auf dieſe Rede. So bald er aber Gelegenheit fand, ſich von ihm zu entfernen, ſuchte er einen einſamen Ort am Ufer auf, wo er ſich entleibte.

Kleomenes landete in Lybien, und kam, unter einer königlichen Begleitung, zu Alexandrien an. — — —

Ptolemaeus ſtarb, ehe er ſein Verſprechen hatte erfüllen können. Unter ſeinem elenden Nachfolger kam es zuletzt dahin, daſs *Kleomenes* mit ſeinen Freunden in der ihnen eingeräumten Wohnung eingeſchloſſen wurde, und man ſie, als Gefangene, auf das ſtrengſte bewachte.

Mit vieler Mühe und List entkamen sie an einem Tage. Sie hofften, einen Aufruhr zu erregen, und sich der Citadelle zu bemächtigen. Der Anschlag mißlang. Hierauf ermahnte *Kleomenes* seine Freunde zu einem freywilligen Tode. *Hippotas*, gebrechlich und äußerst ermüdet, empfing, auf sein Bitten, den Tod von einem der Jüngsten der Gesellschaft; alle die andern starben edler durch ihre eigene Hand. Der einzige *Pantheus* blieb noch übrig, welcher die Mauern von Megalopolis bey der Einnahme dieser Stadt zuerst erstiegen hatte; ein schöner junger Mann, von der Natur mit allen Anlagen zu den trefflichsten Eigenschaften, wodurch in früheren Zeiten seine Landsleute sich hervorgethan, gebildet, und aus diesem Grunde ein Liebling des *Kleomenes*. Er hatte von diesem den Befehl erhalten, nicht eher Hand an sich zu legen, als bis er ihn und alle übrigen des Lebens völlig beraubt sähe. *Pantheus* nahm daher der Reihe nach mit

einem jeden der Entleibten die Untersuchung vor, berührte sie mit der Spitze seines Degens, und gab sorgfältig Acht, ob sich irgendwo in ihnen noch eine Spur des Lebens zeigte. Da er in den Gesichtszügen des *Kleomenes*, als er diesen in die Ferse stach, noch eine Zuckung bemerkte, so küsste er ihn, liefs sich neben ihm nieder, und wartete sein völliges Hinscheiden ab; darauf raubte er auch sich das Leben, nachdem er den Leichnam des Königs noch ein Mahl umarmt hatte.

So starb *Kleomenes*, ein großer und edler Mann. —

Das Gerücht von seinem Tode verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt, und drang zu seiner Mutter *Kotasiklea*. Der Muth dieser standhaften Frau wurde diefs Mahl von der Grofse ihres Unglücks überwältigt; sie schlofs die Söhne des *Kleomenes* in ihre Arme, und fing laut über sie zu weinen an. Der älteste,

nachdem er ſich aus ihren Armen losgeriſſen, und heimlich das Dach erſtiegen hatte, ſtürzte ſich von dort auf den Kopf herab. Doch ſtarb er, ob gleich hart beſchädigt, nicht von dieſem Falle: man hob ihn auf, und trug ihn weg, ungeachtet ſeines Geſchreyes und der Aeuſserungen ſeines Unwillens gegen diejenigen, welche ihm das Leben zu friſten ſuchten.

Auf die Nachricht von dem Vorgegangenen liefs der König den Leichnam des *Kleomenes* öffentlich aufhängen; zugleich ertheilte er Befehl, die Kinder desſelben nebſt ſeiner Mutter und allen Weibern ihres Gefolges hinzurichten. Unter den letztern war des *Pantheus* Gemahlin; eine Frau von der ſchönſten und edelſten Bildung. Sie und ihr Gemahl waren Neuvermählte, und brannten noch vom erſten Feuer der Liebe, als ihr unglückliches Schickſal ſie traf. — —

Als *Katafikien* von den Soldaten zur Richtftätte geführet wurde, reichte ihr die Gemahlin des *Pantheus* unterweges die Hand, trug die Schleppe ihres Kleides, und fprach ihr Muth ein, obgleich *Katafikien* felbft den Tod nicht fürchtete, und um nichts als um die Gnade bat, dafs man ihr vor ihren Enkeln das Leben nehmen möchte. Ihrer Bitte ungeachtet, richtete man diefe zuerft und vor ihren Augen hin. Aber *Katafikien* blieb ftandhaft bey dem fchrecklichen Anblick, und unter fo grofsen Leiden liefs fie nur die Worte hören: „Meine Kinder, ach! wo feyd „ihr hingekommen!“

Des *Pantheus* Gemahlin, welche grofs und ftark war, fchürzte, ohne ein Wort zu reden, ruhig ihr Kleid auf, legte die Getödteten zurecht, bedeckte und verhüllte fie, fo gut es nach den Umftänden möglich war. Endlich bereitete fie fich felbft zu ihrer Hinrichtung, zog ihr aufgefchürztes

Kleid herab, und erlaubte Niemanden, fi zu sehen oder zu berühren, als allein den zur Vollziehung des Urtheils bestellten Hen ker. Sie starb mit Heldenmuthe; und nacl ihrem Tode hatte Niemand nöthig, ihren Körper zu bedecken, so grofs war ihr Sorgfalt gewesen, den Anstand der Seel und des Körpers, wodurch sie in ihrem Le ben sich ausgezeichnet hatte, auch noch in den letzten Augenblicken zu bewahren.

Auf solche Weise zeigte Sparta, in einer Trauerscene, worin die Weiber mi den Männern um den Preis der Standhaf tigkeit und des Muthes wetteiferten, *daſs die Tugend von dem Glück nicht überwäl tigt werden kann.*

* * *

Lucianus von Samofata. (Lobfchr. auf den Demosth. Thl. VI. der sämmtl. Werke nach Wieland's Ueb. S. 164 f. Lpz. 1789.8.)

Es ist etwas sehr Interessantes, zu se hen, wie sich der Charakter eines grofsen Mannes in den letzten Stunden seines Le bens zu erkennen gibt — ob er seine Spannung verlor und in sich selbst

zusammensank, oder ob sich seine Seele bis ans Ende in immer gleicher Stärke und Erhabenheit erhielt. —

* * *

Ich muſs sterben; — aber muſs ich auch deswegen unter Seufzern sterben? — —

Epictetus. (Arrian. de Epict. Disput. L. I. c. 1 et 2, nach Schulze'ns Uebers. Th. I. Altona, 1801. 8.)

Man kündigte dem *Agrippinus* an, es werde über ihn im Senat das Urtheil gefällt. — „*Auf gut Glück!*“ — Aber die fünfte Stunde war da; (um diese pflegte er den Leib zu üben und dann das kalte Bad zu gebrauchen.) — „*Laſs uns also hingehen, und uns Bewegung machen!*“ — Als er eben mit der Leibesübung beschäftigt ist, kommt einer zu ihm und sagt: du bist verurtheilt. — „*Zur Verbannung,*“ fragt er, „*oder zum Todte?*“ — Zur Verbannung. — „*So wollen wir nach Aricia gehen und da zu Mittag essen.*“

Dieſs heiſst im Voraus erwogen haben, was man in Erwägung ziehen muſs: die

Neigung und Abneigung über jedes Hindernifs und über jeden Fall erhaben gemacht zu haben. — Sterben mufs ich; wenn jetzt, fo fterbe ich; wenn bald nachher, fo fpeife ich jetzt noch zu Mittag, wenn die Stunde anders da ift, und dann fterbe ich. Wie? So wie es fich für den geziemt, der etwas zurückgibt, was nicht ihm gehört. — —

Diefs erkannte auch *Priscus Helvidius*, erkannte es und handelte darnach. Denn als *Vespafian* ihm fagte, er folle nicht in den Senat gehen, fo gab er ihm zur Antwort: „*Es fteht in deiner Gewalt, mich nicht länger Mitglied des Senats feyn zu laffen; fo lange ich es aber bin, fo ift es meine Pflicht, in den Senat zu gehen.*“ Wohlan denn, gehe hinein, fagte er, aber fchweige ftille. — „*Frage mich nicht um meine Meinung, und ich werde ftille fchweigen.*“ — Aber ich mufs dich um deine Meinung fragen. — „*Und ich mufs antworten, was mir recht*

ſcheint." — Aber wenn du das ſagſt, ſo werde ich dich hinrichten laſſen. — „*Wenn habe ich dir denn geſagt, daſs ich unſterblich bin? Du wirſt deinen Vorſatz ausführen, ich den meinigen, dein Vorſatz iſt es, zu tödten; der meinige, furchtlos zu ſterben; deiner, mich zu verbannen, der meinige, ohne Betrübniſs von hier zu gehen.*"

* * *

Es iſt nichts Vortrefflicheres, als jene Myſterien (zu Eleuſis), die unſerm Leben die Rohheit benahmen, und es zur Humanität bildeten. Allda vernahmen wir wahrhaft die Grundſätze des Lebens; *denn wir empfingen nicht nur die Gründe, mit Frohſinn zu leben, ſondern auch jene, mit beſſerer Hoffnung zu ſterben.* *) *Cicero.* (De legg. L. II. c. 14.)

*) Vergl. *Iſocrates* im Panegyr. 6. wo es heiſst: „die Myſterien gewähren denjenigen, die ihrer theilhaftig werden, nicht nur über den Ausgang des Lebens, ſondern für ewige Zeiten die ſüſseſten Hoffnungen."

* * *

[illegible] De Nat. rer. L. III. v. 944 [illegible] 999, nach Ka-[illegible] Uebers. S. Philos. und and. Gedichte aus dem Lat. Hamb. 1785. 8. S. 32 u. f.

Wie? wenn die Mutter Natur die Stimme selber erhübe,
Also sprechend zu Einem von uns mit scheltenden Worten:
„Warum, du unzufriedener Sterbliche, brichst du beständig
„Ueber den Tod in Klagen aus, und seufzest und weinest?
„War es dir angenehm, dein vorgeführtes Leben;
„Sind nicht, wie in ein Sieb gegossen, die Freuden dir alle
„Unempfunden entronnen; genossest du jegliche fröhlich:
„Warum trittst du denn nicht, wie ein *lebengesättigter Gast*, ab,
„Und ergibst dich, o Thor, mit Gleichmuth der seligen Ruhe?
„Hast du aber das Theil, das dir beschieden, verschwendet;
„Ist dir das Leben verhaſst: warum begehrst du noch Güter,

„Deren Gebrauch du nicht kennſt, und die
du nur wieder vergeudeſt—?—"

— — — — — —

Sagt, was könnten darauf wir erwiede-
ren: als: „O Natur, du
„Redeſt die Wahrheit! Gerecht iſt, was
du eifernd uns vorwirfſt!"
Aber, bleibet der Menſch gleichwohl be-
ſtändig untröſtlich,
Wird ſie nicht alſo voll Zorns da ſchel-
ten in grellerem Tone?
(Iſt der Kläger zumahl von greiſenden
Jahren gedrücket):
„Ungenügſamer, weg mit den Thränen!
Erſticke die Klagen!
„Nach dem vollen Genuſſe des Lebens,
lechz'ſt du noch gierig?
„Ja, nach Fremdem gelüſtend, verſchmä-
hend, was du beſaſseſt,
„Iſt miſsfällig das Leben und ungebraucht
dir entflohen,
„Und nun ſtehet der Tod dir wider Ver-
muthen am Haupte,

„Dafs du der Fülle der Freuden nicht satt
kannst scheiden von dannen:
„Aber hinweg! Lafs fahren, was deinem
Alter nicht zusteht!
„Mache nun Anderen Platz! Hinweg! So
heifcht es mein Wille!"
Traun! ich meine, mit Fuge verfuhre
die Göttliche alfo;
Denn, von dem Neuen verdrängt, ent-
weichet ja immer das Alte,
Und ein Ding mufs fofort erfetzt durch
das andere werden. —
Sieh', es bedarf ja des Stoffs zur Bildung
künftiger Alter,
Welche uns ebenfalls folgen nach endlich
vollendetem Leben.
Gleich uns, fiel fie, die Vorwelt, und
wird die Afterwelt fallen;
Immer entfpringt fo, die Ewigkeit durch,
ein Ding aus dem andern.
*Keiner erhält das Leben zum Eigenthum;
Alle zum Niefsbrauch.*

Scheint dir der Tod ein Uebel zu ſeyn, ſo halte zugleich den Satz in Bereitſchaft, es ſey Pflicht, das Uebel zu meiden, und der Tod ſey unvermeidlich. Denn was ſoll ich thun? Wie kann ich ihm entfliehen? — Zeigt mir die Gegend, zeigt mir die Menſchen, zu denen ich hingehen ſoll, zu denen ſich jener nicht nahet; zeigt mir ein Zaubermittel dagegen! Wenn ich es nicht kann; was willſt du, das ich thun ſoll? Ich kann dem Tode nicht entfliehen; — kann ich denn auch nicht der Furcht vor demſelben entfliehen? ſondern ich ſollte mit Trauern und Beben ſterben? — —

Epictetus. (Arrian. de Ep. diss. L. I. c. 27. L. III. c. 24 et 26. nach *Schulze*'ns Ueberſ. Th. I. u. II.)

Der rechtſchaffene und edle Mann iſt deſſen ſtets eingedenk, wer er iſt, woher er gekommen, durch wen er entſtanden, und ganz allein damit beſchäftigt, wie er ſeinen Platz ausfüllen könne, in der gehörigen Ordnung und dem höchſten Gehorſam. Willſt du noch länger mein

Daſeyn? *Ich bleibe, als ein freyer, edelmüthiger Mann, wie du es willſt*; denn du haſt mich in *meinen* Angelegenheiten unabhängig von Hinderniſſen gemacht. Aber du bedarfſt nun meiner nicht länger? *Gut; bis jetzt bin ich dir und keinem Andern zu Gefallen geblieben, und nun gehe ich aus Gehorſam gegen dich davon.* Wie gehſt du von hier? Abermahls, wie du es willſt, *als ein freyer Mann, als dein Diener, als einer, der deine Gebote und Verbote einſieht.* —

Nicht der Tod, ſondern die *Furcht vor dem Tode* iſt die Hauptquelle aller Uebel für den Menſchen, die Quelle einer unedlen, feigen Denkungsart. Gegen dieſe Furcht alſo ſey deine Uebung gerichtet; darauf müſſen alle deine Unterſuchungen abzielen, und du wirſt erfahren, *daſs die Menſchen nur auf dieſe Weiſe in Freyheit geſetzt werden.* —

* *

ch! allzu bald, mein *Posthumus*, allzu bald
utfliehn die Jahre. Frömmigkeit hält
umsonst
Das Alter, das die Schläfe furchet,
Hält den unbändigen Tod umsonst auf.

Horatius. (Lib. II. Od. 14. nach Ramler's Uebersetz. Bd. 1. Berlin, 1800. 8.)

Und brächtest du zur Sühnung gleich je-
den Tag
Dreyhundert Opferstiere dem Höllengott,
Der, durch kein Flehn gerührt, den
dreyfach
Mächtigen *Geryon* und die Stärke

Des ungeheuren *Tytios* durch den Strom
im Zaum hält, den wir, die wir der Erde
Frucht
Geniessen, Fürstenkinder oder
Dürftige Pflüger, befahren müssen.

Vergebens, Freund, entgehn wir der Wuth
des *Mars*,
Dem Sturz der Wellenberge des Adria;
Vergebens sichern wir im Herbstmond
Uns vor den schädlichen Mittags-
winden:

Wir müſſen doch den ſchwarzen Cocytus
ſehn
In krummen Ufern ſchleichen, des *Danaus*
Verruchte Brut, den Aeoliden
Siſyphus, ewig verdammt zur Arbeit.

Verlaſſen mufst du Hufen und Haus,
und ach!
Dein ſüſses Weib; der Bäume, von dir
gepflegt,
Wird keiner ſeinem kurzen Eigner
Als die verhaſste Cypreſſe folgen.

Ein klüg'rer Erbe leert den Fundaner aus,
Den hundert Schlöſſer hüten, und tuncht
mit Moſt,
Den edler nicht der Oberprieſter
Tafel gewähret, den Marmoräſtrich.

* * *

Propertius, (Elegiar. 24. L. II.)

— — Es iſt kein Glück ausdauernd auf
Erden;
Früh ſenkt, oder auch ſpät, Jeden ſein
Schickſal ins Grab.

* * *

Selig, wem es gelang, der Ding' Ursprung zu ergründen,
Und *wer jegliche Furcht und das unerflehbare Schicksal*
Niedertrat, das Getöse des gierigen Acheron höhnend!

Vergilius. (Georg. II. v. 490 sq. nach *Voss'ens* Uebers. Altona, 1800. 8.)

* * *

Bey Gram und Elend ist der Tod eine Schlafstätte des Kummers, und keine Qual. Durch ihn schwinden alle menschliche Uebel. Jenseit desselben hat weder Harm noch Freude Statt.

C. Jul. Caesar. (*Sallust.* Bell. Catil. c. 51. nach *Meissner's* Uebers. Lpz. 1790. 4.)

* * *

Tausendfach ist der Pfad, welcher uns führet zum Tod.
Schone, Vater, es schreckt mich Zitternden weder ein Meineid,
Noch, dass mit frevelndem Wort heilige Götter ich schalt.
Aber hab' ich erfüllt die Jahre, bestimmt mir vom Schicksal,

Tibullus. (L. I. Eleg. 3. nach *Strombeck's* Uebers. Gött. 1799. 8.)

Dann müſſ' über dem Grab ſtehen ein
Stein mit der Schrift:
„Wandrer, hier ruhet *Tibull*, ergriffen
vom bitteren Tode,
Als er *Meſſala* getreu folgte zu Land'
und zu Meer."
Weil ich mich aber ſtets dem zärtlichen
Amor geweihet,
Führet *Venus* mich ſelbſt hin zu Ely-
ſiums Flur.
Hier lebt Tanz und Muſik, und aus den
melodiſchen Kehlen
Flatternder Vögelchen tönt ewig ein
ſüſser Geſang.
Kaſien trägt die Flur ungezwungen, mit
duftenden Roſen
Schmücket die gütige Erd' ihre Gefild'
überall.
Chöre der Jünglinge ſieht man, gemiſcht
mit zärtlichen Mädchen,
Spielen, und lieblichen Zwiſt ſtiftet
Cupido hier ſtets.

Hier ift der Liebenden Sitz, die der Tod frühzeitig dahin rifs,
Duftende Myrte bekränzt ihnen das lockige Haar. —

* * *

Wenn um *Memnon* die Mutter, die Mutter geweint um *Achilles*,
Und wenn Trauergefchick mächtige Göttinnen rührt;
Lös dein fchmuckloses Haar, *Elegia*, Zähren vergiefsend.
Weh', der Nahme gebührt jetzo zu fehr dir mit Recht! —
Er, des heiligen Werks Geweihter, dein Ruhm, ach! *Tibullus*,
Brennt, ein entfeelter Leib, fchon auf dem Todtengerüft!
Siehe, den Köcher trägt gewendet der Knabe *Cytherens*;
Und er zerbrach das Gefchofs, löfchte der Fackel das Feu'r. — —

Ovidius. (Lib. amor. L. III. Eleg. 9. nach *Strombeck's* Ueberfetz.)

Doch, bleibt mehr von uns noch übr[illegible]
als Schatten und Nahm[illegible]
O, dann weilet *Tibull* in der Ely[illegible]
fchen Flur. — —
Ruh' in Frieden, Gebein, diefs fleh' ic[illegible]
in ficherer Urne;
Und nicht laftend bedeck, Erde, d[illegible]
Liebenden Reft.

* * *

Propertius. (Elegien. 13. B. II. nach der Ueberf. in den Horen, Bd. 3. St. 3.)

Wenn nun künftig die Nacht des Tod[illegible]
mein Auge befchliefset,
Laffe dir fagen, wie dann du die B[illegible]
ftattung befolgft:
Nicht umher foll mein Bild im Feyerzeu[illegible]
man tragen,
Nicht von der Tuba fchall' eitele Klag[illegible]
dem Ohr.
Mein Bett ftütze fich nicht auf helfenbe[illegible]
nerne Pfoften,
Und mein Leichnam ruh' nicht auf Atta[illegible]
lifchem Pomp!

Stell' mir die Reihe nicht hin der Duft
aushauchenden Schalen!
Einer Bürgerleich' kleines Begängniſs
ſey mir.
Drey der Büchelchen ſind mir ein prächti-
ges Leichengefolge;
Als ein groſses Geſchenk reich' ich
Perſephonen ſie.
Du auch folge der Leiche mit wund ent-
blöſsetem Buſen,
Und mein Nahme ſey dir immer erwie-
derter Ruf!
Drücke den letzten Kuſs der kalt erſtarren-
den Lipp' auf;
Dann mit Narde gefüllt, gieſse den
Onyx mir aus!
Hat nun die untergelegte Glut mich in
Aſche verwandelt,
Faſs' ein geringes Gefäſs meinen noch
übrigen Reſt;
Und ein Lorbeer werde geſetzt auf nie-
drigem Hügel;

Unter dem Schatten von ihm ruh' mein
verwesend Gebein.
Und es stehen die Verse: „Der hier in
schauriger Asche
Lieget, er diente einst Einer in Liebe
getreu."
Weiter wird sich der Ruf von meinem
Grabe verbreiten,
Als von des Phthiischen Manns blutbe-
spritzetem Grab. *)
Wenn dich, grau nun im Alter, das
Schicksal endlich erreichet,
Suche zu mir den Weg, auch zu dem-
selbigen Stein.
Aber hüt' dich indess mein Grab mit Ver-
achtung zu schauen;
Auch die Erde noch hat irgend von
Recht ein Gefühl.
Hätte doch früh in der Wiege von mei-
nen Tagen der *Parzen*

*) *Achills* Grabmahl, vom Blute der *Polyxena*.

Eine, wie ſie auch heiſst! ſchneidend
den Faden gelöst!
Denn wozu mir der Athem bey ſolch ver-
wirrendem Zweifel!
Dreyer Säklen Lauf machte doch *Ne-
ſtorn* zu Staub.
Hätt' auf Ilions Wällen ein Galliſches
Schwert ihm die langen
Lebenstage verkürzt, und ihn des Lich-
tes beraubt:
Hätt' er das Grab nicht müſſen von ſei-
nem *Antilochus* ſehen,
Klagend nicht rufen: warum kommſt
du ſo ſpät mir, o Tod!
Doch, du wirſt den geſchiedenen Freund
zuweilen beweinen:
Nach dem Tode gebührt Liebe noch
einem Gemahl.
Als ein grauſamer Eber dem ſchönen *Ado-
nis*, auf Idas
Bergen jagend, des Zahns tödtende
Wunde verſetzt,

Lag der schneeweiſse Leib in blutigen Sümpfen, und *Venus*
Irrte um ihn, wie man ſagt, bang mit zerriſſenem Haar.
Cynthia, nur umſonſt wirſt meine Manen du rufen!
Und was könnte dir auch ſagen mein ſtummes Gebein?

* * *

Tacitus. (*Agricola*, c. 46. nach *M. Engel's* Uebers. Lpz. 1788. 8.)

Wenn ein Ort iſt für die Geiſter der Frommen; wenn, wie die Weiſen lehren, groſse Seelen nicht mit dem Körper hinſterben: o, ſo ruhe ſanft, und ruf' uns, die Deinigen, von entnervender Sehnſucht und weibiſchem Wehklagen hinweg zur Betrachtung deiner Tugenden, die wir weder betrauern noch beweinen dürfen. Mögen wir lieber durch Bewunderung, und, wenn unſere Kräfte ſo weit reichen, durch Nacheiferung, als durch vorübergehende Lobſprüche dich ehren. Dieſs iſt wahre Verehrung; dieſs um ſo mehr eines Jeden Pflicht, je enger

das Band zwischen dir und ihm. Auch deiner Tochter und deiner Gemahlin will ich's ans Herz legen, dadurch dem Andenken des Vaters, des Gatten zu huldigen, dass sie alle seine Thaten und Reden in stiller Erinnerung erwägen, und ihren Blick mehr auf das Antlitz und die Gestalt seines Geistes als seines Körpers heften: nicht als wäre ich wider Bilder in Marmor oder Erz; *aber so wie die Gestalt des Menschen, so sind auch die Abbildungen der Gestalt hinfällig und sterblich; die Gestalt des Geistes ist ewig; sie kann man nicht in todtem Stoffe durch fremde Kunst, sondern in seinem eigenen Betragen erhalten und nachbilden.* Alles, was wir an *Agricola* bewundert, was wir geliebt haben, bleibt, und wird auf ewige Zeiten in den Seelen der Menschen bleiben, durch den Ruhm seiner Thaten. Viele der Grossen der Vorwelt wird unrühmliche und achtlose Vergessenheit bedecken, wenn *Agricola*, durch

die Geschichte für die Nachwelt erhalten, noch leben wird.

* * *

Horatius. (L. I. Od. 4. nach *Eschen's* Uebers. Th. I. Zürich. 1800. 8.)

Hütten der Armen und Thürme der Könige tritt mit gleichem Fuße
Der bleiche Tod. —
Klein ist des Lebens Raum und verbietet uns Anfang langer Hoffnung.
Bald drückt dich Nacht und fabelhafte Manen,
Und *Plutonische* Wohnung, die nichtige. —

* * *

Lucretius. (De nat. rer. II. v. 76 sq.)

Die Sterblichen wechseln unter sich ab, und die Lebensfackeln geben von Hand zu Hand, wie unter den Wettrennern bey den heiligen Gebräuchen.

* * *

Horatius. (L. II. Od. 3. nach *Ramler's* Uebers.)

Erhalte dich bey Gleichmuth, o *Dellius!*
In trübsalvollen Zeiten; in glücklichen
Zähm' allen Uebermuth der stolzen
Freude mit Weisheit: nicht minder sterblich.

Du magſt die Lebensſtunden in Traurigkeit
Verleben, oder ruhig die Feſte durch,
Geſtreckt auf Raſen, dich mit lange
Müſsig gelegnem Falerner letzen

Dort, wo die Silberpappel dem Fichtenbaum
Die Zweige beut, ein dämmerndes Gaſtgezelt
Zu wölben, und der Bach geſchlängelt
Ueber die Kieſel herunter eilet:

Dort hin laſs Weine bringen und Narde, ſammt
Der bald verſchwundnen Blüthe des Roſenbaums,
Nun Glück und Alter es noch zuläſst,
Und der drey Schweſtern verborgne Spindel.

Die Ländereyen, die du zuſammenkaufſt,
Das Haus, den Landſitz, welchen die Tiber wäſcht,
Verläſſeſt du; der aufgethürmten
Schätze bemächtiget ſich ein Erbe.

Sey reich, vom alten Stamme des *Inachus*
Ein Sprößling, oder arm, und ein Erden-
sohn:
Es frommt dir nichts; *du bist des strengen,*
Nie sich erbarmenden Orkus Opfer.
Ein Ort verschliesst uns Alle; für Alle fällt
Aus Einer Urne früh das Loos, oder spat,
Das uns zur ewigen Verbannung
In den gefürchteten Nachen setzet.

* * *

Properius. (Eleg. 27.)

Die unsichere Stunde des Grabes forscht ihr vergebens,
Und auf welcher Bahn sich euch nahe der Tod.
Minder schrecklich ist's, das gewisse urplötzliche Ende
Zu erleiden, als stets harren in ängstlicher Pein.

* * *

Virgilius. (Aeneis. Gef. 5. v. 126 f. nach Vossens Ueb. Braunschweig. 1799. 8.)

— — Leicht geht es hinab zum Avernus;
Nachts ist offen und Tags die Pforte des dunkelen *Pluto.*

* * *

Zähle mehr als Arabiens,
Mehr als Indiens Reichthümer — uns unberührt;
Decke hier das Tyrrhener Meer
Mit Bruchsteinen, und dort bau' ins Apulische:
Wirft des grimmigen Schicksals Arm
Das demantne Geschoss nach dem Erhabensten,
So bewahrest auch du das Herz
Nicht vor Angst und das Haupt nicht vor des Todes Netz. —

Horatius. (L. III. Od. 24. nach *Ramler's* Uebersetz.)

* * *

Es ist unsinnig, zu fürchten, was du nicht vermeiden kannst. Von dem Tode sind wir Menschen stets nur wenig entfernt; und dann ist ja der Mensch dem Leben nur geliehen, nicht geschenket.

Publ. Syrus. (Fragm. e. s. Mimen. Siehe *Henr. Stephani* Comic. Graec. et Latin. Sent. p. 623. 1569. 16mo.)

* * *

Indess das Leben Andern zwischen Hoffen
Und Wünschen, zwischen Furcht und Zorn entschlüpft,

Horatius. (Epist. ad *Alb. Tibullum.* L. I. ep. 4. nach

(Wieland's Uebersetz. Th. I. S. 93. Leipz. 179?. 8.)

Nimm du den Tag, der anbricht, für den letzten;
So wird dir jede unverhoffte Stunde,
Die noch hinzu kommt, desto werther kommen.

* * *

Seneca. (Epist. 101.)

Die unmäßige Begierde zum Leben sollten wir ablegen, und endlich einsehen lernen, daß alles darauf ankomme, **wie edel** wir gelebet, nicht **wie lange.**

* * *

Cicero. (Tusc. Quaest. L. I. c. 45.)

— Man stirbt nur alsdann mit dem größesten Gleichmuth, wenn das zu Ende gehende Leben mit eigenen lobwürdigen Handlungen sich trösten kann. Niemand hat zu kurz gelebt, wer eine vollendete Tugend besaß und ausübte.

* * *

Tacitus. (Annal. L. XVI. c. 21. 34. 35 nach C. Fr. Bahrdt's Ueb. Halle 1781. 8.)

— Nach Hinwürgung so vieler großen Männer bekam *Nero* zuletzt auch Lust, die Tugend selbst, durch Ermordung eines *Thrasea Paetus* und *Barea Soranus*, auszurotten. — — —

Es wurde an *Thrasea*, der in seinen Gärten sich aufhielt, der Quaestor des Consuls abgeschickt, da schon der Tag sich neigte. Es war eine große Gesellschaft von Personen beyderley Geschlechts und vom ersten Range bey ihm, darunter er am meisten sich mit *Demetrius*, einem Lehrer der Cynischen Grundsätze, unterhielt.

Er unterredete sich mit ihm, wie man aus dem Eifer in ihrer Miene und aus einigen Worten, wenn sie lauter sprachen, muthmaßen konnte, von der Natur der Seele und ihrer Trennung vom Körper; bis endlich *Domitius Caecilianus*, einer seiner Vertrautesten, ankam, und ihm den Ausspruch des Senats meldete.

Thrasea also ermahnte alle Anwesenden, welche weinten und schrien, „sich eilig davon zu machen, und ihre Gefahr nicht mit dem Schicksal eines Verurtheilten zu verwickeln." Seine Gemahlin *Arria*, entschlossen, ihrem Gatten, nach

dem Beyspiel ihrer Mutter *Arria*, im Tode zu folgen, suchte er zu bereden: „ihr Leben zu erhalten, und ihre gemeinschaftliche Tochter nicht der einzigen Stütze zu berauben."

Hierauf ging er in die Gallerie, wo ihn der Quaestor antraf, mehr freudig als betrübt, weil er vernommen, daſs sein Eidam *Helvidius* nur aus Italien verbannt war.

Nach Empfang des Senatsschlusses nahm er den *Helvidius* und *Demetrius* ins Zimmer, hielt — die Adern an beyden Armen hin, und, wie das Blut floſs, lieſs er den Quaestor herein treten, und spritzte es mit den Worten zur Erde: „*Laſst dieſs Trankopfer Jupitern, dem Befreyer, uns weihn! — Schau her, junger Mann! Gott verhüte üble Vorbedeutung — aber du bist zu solchen Zeiten geboren, wo es gut ist, sein Herz durch Beyspiele festen Muths zu waffnen.*" —

Nur dem ift der Tod fchwer, der — nur zu fehr mit der ganzen Welt bekannt — *fich felbft ein Fremdling* ftirbt.

Seneca. (In Thyeste. V. 367.)

* * *

Verachte den Tod nicht; empfange ihn aber freundlich, als eine der Veränderungen, die dem Willen der Natur gemäfs find. — — So wie du jetzt der Zeit entgegen fieheft, da der Embryo aus dem Schoofse deiner Gattin hervorgehen wird, fo fiehe ebenfalls der Stunde entgegen, in der deine Seele aus ihrer Hülle hervorgehen wird.

— Der Tod ift nahe. So lange du noch lebft, fo lange du noch kannft, fey rechtfchaffen.

Marc. Aurel. Antoninus, der Imperator. (De fe ipfo, L. IX. c. 3. L. IV. c. 17. nach der Ueberfetz. von *Schultz*. Schleswig. 1799. 8.)

* * *

Alles ift fterblich, was Sterbliche haben: entweder die Dinge
Gehen bey uns, oder wir gehen bey ihnen vorbey.

Lukianos. (Das menfchl. Leben, nach *Wieland's* Ueberf. im 6. Th. d. fämmtl. W. S. 443.)

* * *

Demetrius, der Cyniker. (S. Seneca de providentia c. 5.)

Die Götter können mir nichts nehmen, was ich ihnen nicht auf den ersten Wink zu geben bereit bin: ich unterwerfe mich ihrem Willen nicht, sondern ich stimme ihm bey.

* * *

Epictetus. Enchiridion, 77.)

So führt mich denn, *Zevs*, und du, *Pepromene*,
Wohin ihr mir zu gehn verordnet habt,
Ich folg' euch willig und mit munterm Schritte,
Denn wollt' ich nicht, müsst' ich gezwungen folgen.

* *

Cicero (Tusc. Quaest. L. I. c. 49. nach Garve's Ueb.)

— Unser Grundsatz sey: wenn Umstände sich ereignen, in welchen wir einen Wink der Gottheit wahrzunehmen glauben, daſs wir aus diesem Leben hinweggehen sollen; so wollen wir mit Freude und Dank gehorchen, und es ansehen, als würden wir aus einem Gefängnisse entlassen und von Fesseln befreyt, um

entweder in eine ewige und uns eigenthümliche Wohnung einzuziehen, oder um ohne alle Empfindung, aber auch ohne alle Mühseligkeit für die Zukunft zu seyn. Werden wir aber diesen Wink nicht gewahr, nun so wollen wir jeden Tag, sey er auch immer schauerlich für Andere, als glücklich für uns ansehen, und nichts unter die Uebel zählen, was entweder von den unsterblichen Göttern, oder von der Natur, der Mutter aller Dinge, angeordnet ist. Denn nicht durch blinden Zufall, oder auf ein Ungefähr, sind wir geschaffen; sondern gewiss sorgt ein höheres Wesen für das Menschengeschlecht, und dieses Wesen konnte nie etwas schaffen oder erhalten, was dazu bestimmt wäre, nachdem es alle Mühseligkeiten erschöpft hätte, dann erst noch in ein nie endendes Uebel des Todes zu stürzen. Nein! vielmehr dürfen wir uns überzeugt halten, dass es einen bereiteten Hafen, einen gewissen Zufluchtsort für uns gebe.

O, daſs ich nur mit vollen Segeln darin einlaufen dürfte! Werden wir auch durch widrige Winde eine Zeit lang von ihm zurückgeworfen, ſo kommen wir doch nothwendig, nur etwas ſpäter, wieder dahin. Kann aber, was für Alle unvermeidlich iſt, ein Unglück für Einen einzigen ſeyn? —

* * *

M. Manilius. (Aſtronom. L. IV. p. 110. ex edit. *Scalig.* 1590. 8.)

Iſt es wohl noch ein Zweifel, daſs ein Gott in unſrer Bruſt wohne, daſs unſer Geiſt vom Himmel ſtamme, und wieder dahin zurückkehre?

* * *

Cicero. (Somn. Scip. Fragm. ex libr. VI. de Rep. c. 3. 8.)

Ehre, Gerechtigkeit und Güte. Dieſer Weg iſt der Weg zum Himmel, und zur Geſellſchaft der Guten, welche ſchon gelebt haben. —

Erhebe dich daher, und halte dafür, daſs nicht *du* ſterblich ſeyſt, ſondern dieſer Leib; denn nicht *du* biſt es, den dieſe Geſtalt anzeigt: ſondern der Geiſt eines Jeden iſt ſein eigentliches Selbſt, und nicht

die Figur, welche mit dem Finger gezeigt werden kann. Glaube alſo an das Göttliche in dir, wenn anders das göttlich iſt, was lebt, empfindet, was Beſinnungskraft und die Gabe der Vorſicht beſitzt, was dieſen Körper ſo lenkt, regiert und bewegt, wie der höchſte Gott die Welt.

* * *

— — Druiden, Bewohner des einſamen Dunkels
Heiliger Haine, ihr lehret: es wallen die Schatten der Todten
Nicht zu des *Erebus* Sitz, noch zu des finſteren *Pluto*
Bleichen Gefilden hinab; der Geiſt belebe die Glieder
Wiederum in einem anderen Weltkreis. Singt ihr die Wahrheit,
So iſt der Tod nur ein Uebergang von Leben zu Leben . . .
Selig in dieſem Wahn, ihr Völker, die *Arktos* beleuchtet!

Lucanus. (Pharſ. L. I. v. 453 ſqq. nach *Rode's* Ueberſetz.)

Euch beängstiet die Furcht nicht, zu ſterben, die gröſste von allen.
Ihr, ihr ſtürzet als Helden, dem Tode trotzend, ins Eiſen.
Euch heiſst's Feigheit und Schmach, des kehrenden Lebens zu ſchonen.

* * *

Seneca. (Consolat. ad Polyb. c. 28. Consol. ad Marciam, c. 20.)

— Willſt du denen glauben, welche die Wahrheit aus einem höhern Geſichtspunkte betrachten; ſo iſt das ganze Leben eine wahre Strafe. — Auf dieſem tiefen und unruhigen Meere ſchweben wir nie auf einer feſten Stelle. Zuweilen leiden wir Schiffbruch; ſtets aber ſind wir in Furcht. — *Den auf dieſer ſtürmiſchen See Schiffenden bleibt nur Ein Hafen — der Tod.* — Beneide alſo den Geſtorbenen nicht. Er ruht. — Endlich iſt er frey, ſicher, ewig. — Von einem niedern Orte hat er ſich zu jenem emporgeſchwungen, der, wie er auch heiſse, die von Feſſeln befreyten Seelen im ſeligen Schooſse auf-

nimmt. — Auch für uns Alle iſt der nämliche Weg bereitet. —

Die kennen wahrlich ihr Elend nicht, die den Tod nicht als die beſte Erfindung der Natur loben, ihn, der Allen als Ende, Vielen als Hülfe, Einigen gewünſcht erſcheint. — Er löst die Feſſeln der Gefangenen, und führt ſie aus dem Kerker; er iſt es, der Alles gleich macht. — Des Todes wegen brauchen wir unſere Geburtsſtunde für keine Strafe zu halten. Er hält uns aufrecht gegen die Schläge des Schickſals, und macht, daſs wir unſer Gemüth ſeiner mächtig bewahren können.

* * *

— Die Stunde meines Todes iſt nunmehr gekommen, und ich entrichte, mit der Heiterkeit eines bereitwilligen Schuldners, die Forderungen der Natur. Die Philoſophie hat mich gelehrt, wie ungleich vortrefflicher die Seele iſt, als der Körper;

Julianus, der Imperator. (*Ammian. Marcell. Rer. gest.* L. XXV. c. 3.)

und dafs die Abfonderung des edleren Theiles vielmehr ein Gegenftand der Freude, als der Betrübnifs, feyn follte. Die Religion hat mich gelehrt, dafs ein früher Tod oft die Belohnung der Frömmigkeit gewefen ift, und ich nehme den tödtlichen Streich, der mich vor der Gefahr fichert, einem bisher mit Tugend und Standhaftigkeit behaupteten Charakter zu entweihen, als die Gunft der Götter an. —

* * *

(C. Plinius, Secund. Major. Histor. natur. L. VII. c. 7.)

Nur jener, wahrlich, wird das Leben auf rechter Wage wägen, der jederzeit der menfchlichen Gebrechlichkeit wird eingedenk gewefen feyn.

* * *

(Cicero. (De finib. bon. et mal. Lib. I. c. 15.)

Vergifs es nicht: die grofsen Schmerzen heilt der Tod; ihre Zeiten der Ruhe haben die kleinen. Derer zwifchen beyden find wir Herr: fonach ertragen wir, die zu ertragen find. Ift ihre Laft zu

schwer, wird uns des Lebens Rolle lästig: wer wehrt uns, von der Bühne zu treten?

* * *

Nicht, wie du wähnst, ist's Tugend, diesem Leben entfliehen! Wohl aber mit grossen Uebeln kämpfen, ohne zu wanken, ohne ihnen den Rücken zu kehren. *Seneca.* (Theb. Act. I. v. 190.)

* * *

Leicht ist's, in Widerwärtigkeiten den Tod verachten! Der zeigt weit grössern Muth, der seines Lebens Elend standhaft trägt. *M. Val. Martialis.* (Epigr. II. 57.)

* * *

Mit einer Art von Sturm und im Drange der Leidenschaft dem Tode entgegen rennen, diess können gar Viele; aber über die Gründe zum Sterben ruhig nachdenken, sie gleichsam auf die Wagschale legen, und nach dem Ausspruche der Vernunft Leben wählen oder Tod — das heisst Grösse des Geistes. *C. Plinius Caecilius* Secund. (Epistol. I. 22. nach *Schäfer's* Uebersetzung. Bd. I. Erlang. 1801. 8.)

* * *

[illegible]

Cato schied so aus diesem Leben, daſs er sich freute, eine Ursache zu sterben erhalten zu haben. Aber diese Ursache muſste er abwarten. *Denn der in uns herrschende Gott verbietet uns, ohne seinen Befehl von hier wegzugehen.* Hat aber dieser Gott selbst einmahl eine gegründete Ursache dazu gegeben, wie ehemahls dem *Socrates*, zu unserer Zeit dem *Cato*, und oft schon mehreren Andern; dann wahrhaftig wird der Weise vergnügt aus dieser Finsterniſs zu jenem Lichte hinüber wallen. Nur wird er die Bande seines Gefängnisses nicht eigenmächtig zerreiſsen: das verbieten ihm die Gesetze; sondern, ist er von seinem Gotte, wie von der Obrigkeit, oder von einer andern rechtmäſsigen Gewalt, dazu aufgefordert und entlassen, dann erst wird er gehen. Ist doch, nach dem Ausdrucke eben dieses *Socrates*, das ganze Leben der Weltweisen eine beständige Betrachtung des Todes.

Meines Erachtens gebührt sich's, den Tod gelassen zu erwarten, nicht wie ein flüchtiger Sclave, aus dem Leben davon zu laufen.

Lukianos. (Das Lebensende des *Peregrin.* etc. a. d. Gr. übers. von *Wieland* im 3. Theil d. s. W. S. 72. Leipz. 1788. 8.)

* * *

Sterben heifst: der Natur ihr Darlehn zurück geben. *Gleich feig ist, wer sterben will, wenn ihm Pflicht zu leben befiehlt, als wer zu sterben zagt, wenn es Zeit ist.*

Julianus, der Imperator. (*Ammianus Marcelli.* Rer. gest. L. XXV. c. 3.)

* * *

Wahrlich, wer seiner Vernunft, oder dem Genius in ihm, wer den Heiligthümern der Tugend den Vorrang läfst, der wird leben, *ohne den Tod weder zu suchen, noch zu fliehen.* — Sollte er in diesem Augenblicke auswandern müssen, so wird er eben so leicht und gern abscheiden, als wenn er sonst etwas zu thun hätte, was er mit Ehre und Anstand thun könnte. Nur das einzige vermeidet er sein ganzes Leben hindurch, daſs nämlich sein

Marcus Aurel. Antonin. (De se ipso. L. III. 7. L. XII. 32. 35. 36. nach *Rechberg's* Uebers. Frankf. 1797. 8.)

Geiſt nicht die Flucht ergreiſe, wenn von den eigenthümlichen Kennzeichen eines denkenden und geſelligen Weſens die Rede iſt. — —

Wie klein iſt das Theilchen, das von der endloſen unausdenkbaren Zeit, Jedem unter uns abgemeſſen wird; plötzlich iſt es von der Ewigkeit verſchlungen! — Wer nur das als ein Gut betrachtet, was zu rechter Zeit kommt, und es übrigens für gleichgültig hält, ob er eine gröſsere oder geringere Anzahl von vernunftgemäſsen Thaten habe ausüben, für einerley, ob er die Welt einen längern oder kürzern Zeitraum hindurch habe beobachten können — dem iſt der Tod nicht ſchaudervoll.

Menſch! in dieſem groſsen Staate biſt du ein Bürger geweſen; was liegt daran, wenn auch nur fünf Jahre hindurch? Gilt ja doch das, was geſetzmäſsig iſt, dem Einen wie dem Andern. Und was iſt's denn auch Schreckliches, wenn du — nicht

etwa durch einen Tyrannen, nicht durch einen ungerechten Richter, nein — durch eben die Natur, die in diesen Staat dich eingeführt hat, wieder hinausgesendet wirst? Nichts Schrecklicheres, als wenn ein Schauspieler durch den Prätor, der ihn angestellt hatte, von der Bühne wieder entlassen wird. — „Aber ich habe meine Rolle noch nicht fünf, sondern erst drey Aufzüge hindurch, gespielt." Genug, du hast sie trefflich gespielt, und im Leben sind ja drey Aufzüge, schon ein vollständiges Schauspiel. Denn den Schluss desselben bestimmt immer nur der, welcher einst Urheber deiner Organisation war, und es jetzt von ihrer Auflösung ist. Von beyden bist du der Urheber nicht. *Walle denn freundlich von dannen! Auch der ist freundlich, der dich entlässt.*

* * *

Eitel sind die Freuden des Lebens, eitel die Länge der Tage. Menschenge- **Ossian, der Celtische Dichter. (Letztes Lied,**

(nach *Harold's* Uebersetzung III. Bd. der Ged. Ossian's S. 252 u. f. Düsseld. 1775. 8.)

schlechter fallen wie Blätter, neue Geschlechter sprießen wieder wie Keime; aber sie reifen zum nämlichen Ziel. Wie Wogen auf Wogen sich wälzen, und gegen die Ufer sich brechen, so stürzen die Söhne der Menschen. Mächtige fallen wie Feige. Wer kann den dunkel rollenden Strom der Jahre einhalten? wer binden die Flügel der Zeit? Das hungrige Grab verschlingt unerbittlich das blühende Mädchen, den zarten Jüngling und den graulockigen Krieger, den Schrecken des Felds. Sie liegen unter einander vermischt.

* * *

(Boethius. (De consolat. Phil. etc. Lib. III. nach *Freitag's* Uebersetzung. Riga. 1794 8. S. 70 f.)

— — — Euer Mühen,
Ihr Stolzen! ist umsonst, von euerm Nacken
Das Joch der Sterblichkeit zu schütteln.
Fama
Mag hin zu fernen Nationen dringen,
Und euern Nahmen weit und breit verkünden,
Prunkvolle Titel mögen eures Hauses

Erhabne Größe schmücken: euers Ruhmes,
So groſs er ſeyn mag, lacht der Tod; er
hüllet
Ohn' Unterſchied das Haupt des Niedrigen
Und des Erhabnen in ſeinen Schleyer,
Und macht den Königen die Bettler
gleich. —
Wo liegen jetzt des redlichen *Fabricius*
Gebeine? was iſt jetzt der ſtrenge *Cato?*
Was *Brutus?* Ihre leeren Nahmen trägt
In wenig Worten die armſel'ge *Fama*
Der Nachwelt zu.

Die Furcht vor dem Tode herrſcht vorzüglich in einem ungebildeten und weichlichen Gemüthe. —

Die Seele iſt unſer wahres Selbſt — und was von uns flieht, ſind nicht wir. Von Seiten ſeines trefflicheren Theiles iſt daher der Menſch mit Recht unſterblich zu nennen. Geſetzt aber auch, der Tod vernichte den ganzen Menſchen; ſo wäre

Demetrius Cydonius. (De contemnenda morte Orat. S. Doctrina recte vivendi ac moriendi. Basil. 1577. 8. p. 404. 530. 549.)

er auch dann nicht zu fürchten, da das Leben mit Mühseligkeiten aller Art belastet ist. —

Jeder bemühe sich nur, stets nach Kräften ein Freund der Tugend und von Kenntnissen zu seyn, und Herr seines Körpers zu bleiben; denn auf diesem Wege wird er bald inne werden, dass seine Seele unsterblich sey, und den Tod sicher nicht fürchten.

Hierokles von Alexandrien. (Comment. in Carm. Pythag. p. 91. 159. ex edit. Curterii. Par. 1583. 8.)

Wer den Tod zu sehr fliehet, opfert sicher manchmahl das Recht auf. —

Was seiner Natur nach sterblich ist, kann ja durch keine Mittel von dem allgemeinen Gesetze des Todes befreyen: allein, wir können das Unsterbliche unserer Natur (unser eigentliches Selbst, das Gemüth) durch Tugend erhöhen, wenn wir bey den Drohungen des Todes nicht erbeben. Ertragen wir diess Schicksal mit Gleichmuth, dann wird von uns die

Naturnothwendigkeit durch Geradheit des Willens verherrlichet.

* * *

Meine Thränen, *Ryno*, ſind für den Todten; meine Stimme für die Bewohner des Grabes. — Eng iſt nun deine Wohnung, o *Morar*, finſter deine Stätte! mit drey Schritten meſs' ich dein Grab! o du! der du ehe ſo groſs wareſt! Vier Steine mit mooſigen Häuptern ſind dein einziges Gedächtniſs, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wiſpelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen *Morars*. Keine Mutter haſt du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt iſt, die dich gebar, gefallen die Tochter von *Morglan*. — Tief iſt der Schlaf der Todten, niedrig ihr Kiſſen von Staube. — *O wenn wird es Morgen im Grabe? zu biethen dem Schlummerer: Erwache!* — — —

Oſſian. (Die Lieder v. *Selma*, nach *Goethe'ns* Ueb. im I. Bd. ſ. Schrift. Wien u. Lpz. 1787. S. 277 u. f. 281. *Selama*, ein neuentd. Gedicht, nach *Harold's* Ueberſetz. im Bergiſch. Taſchenb. f. 1800. herausgeg. vom *Aſchenburg*. Düſſeldorf.)

— — Finster ist dein Bett, o *Daura!* dumpf ist dein Schlaf im Grabe — Wenn erwachst du mit deinen Gesängen, mit deiner melodischen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbstes! auf! stürmt über die finstere Haide! Waldströme, braust! heult, Stürme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechselnd dein bleiches Gesicht! Erinn're mich der schrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da *Arindal*, der Mächtige, fiel, *Daura*, die Liebe verging. — — —

— Diess ist das Schicksal der Sterblichen, *Malvina!* So kurz sind die Träume des Glücks. Aber es gibt Trost jenseit des Grabes! Dort empfangen Tugend und Tapferkeit ihren Lohn. Die enge und dunkle Behausung soll nicht die Seele der Tapfern einschliessen. Hast du nicht die Worte von *Allad*, dem zitternden Sohne des Felsen, vernommen? Er sprach

von einem allmächtigen Wesen, das die Gerechten zu belohnen verhiefs! Heil dir, ehrwürdiger *Allad!* Deine Worte tröften meine Seele; fie laben mein finkendes Herz.

Abul Cafam Mahomet. (S. Denkwürd. a. d. Leben *Al-Malich Al-Nafir Saladin's*, Sultans von Egypt. befchr. durch *Bohadin, Sjeddad's* Sohn, in d. allg. Samml. hiftor. Memoir. herausgegeb. von *Fried. Schiller.* Abtheil. I. Bd. III. S. 10. Jena, 1790. 8.)

Malvina, ftille deine Thränen! Wir werden alle glücklich in den glänzenden Wohnungen der Wolken.

* * *

Den Gerechten wird einft, wenn jeder Schatten fchwindet, der Ewige mit feinem Throne befchatten.

* * *

Abil-Ola, der Arab. Dichter. (S. *Ed. Pocock* Specim. hift. Arab. Sive *Greg. Abul-Faraii* Malat. de orig. et morib. Arab. Succincta narrat. p. 226. Oxon. 1658. 8.)

Der Menfch ift für die Ewigkeit gefchaffen. — Das Hinftrecken auf die Todtenbahre ift ein Hinfchlummern, dafs der Körper ausruhe. — Das zukünftige Leben ift ein Erwachen aus diefem Schlummer.

Scheich Moslaeddin Sadi. (Gulistan five Rosarium Persicum, ex edit. *Georg. Gentii.* Amstel. 1651. fol. nach *Herder's* Uebers. im VI. Th. d. zerstr. Blatt. S. 101. Gotha. 1797.)

Was man der Menschheit that durch *edle große Gaben*, — das *bleibt im Tode nur*.

* * *

Ossian. (nach *Herder's* Ueb. im IV. Th. d. zerstreut. Bl. S. 122. u. f.)

Sanft sey deine Ruhe, lieblicher Strahl!
Bald bist du untergegangen auf unsern Hügeln.
Die Schritte deines Scheidens waren schön,
Wie der Mond auf blauen zitternden Wogen sinkt.

Aber uns hast du gelassen in Dunkelheit,
Erste der Mädchen in Lutha.
Wir sitzen auf dem Felsen; es kommt kein Laut;
Kein Licht ist dort, als das Feuer des Meteors.
Bald bist du untergegangen, o *Malvina*,
Tochter des edlen *Toscar*.

Doch, du gehest auf, wie der Strahl des Ost's,
In Mitte der Geister deiner Freunde auf,

Dort, wo ſie ſitzen in ihren ſtürmigen
Hallen,
In den Kammern des Donnerlauts. — —

* * *

Dieſe Erde iſt gleichſam der Vorhof der zukünftigen Welt; in dieſem Vorhofe ſollſt du dich vorbereiten, um würdig in jene eingehen zu können.

Rabbi Elieser Ben Jacob. (S. *Bruck.* Hiſtor. critica Philoſ. T. II. p. 816. Lips. 1742. 4.)

* * *

Des Schöpfers Weisheit hat uns einen Lebensquell geſchaffen — Segen nach unſerm Tode! — Was kümmerſt du dich, Erdenſohn, daſs hier ein Grab auf dich harre? Erwarte die Wohnung der Gottheit, wo du einſt ruhig und ſelig wohnen wirſt. —

Rabbi Jedaja BadraſchiHapnini. (Bechinat Haolam (Prüfung der Welt) ex edit. *Alard. Uchtmanni.* Lugd. Batav. 1668. 8.)

* * *

Tochter von Colla! du liegſt!
Es ſchweigen die blaulichten Ströme *Selamas*; —

Oſſian. (*Darthula.* nach *M. Denis* Ueberſ. d. Ged. *Oſſian's.* Bd. III. S. 74. Wien. 1769. 4.)

Wenn ſtehſt du wieder auf in deiner
Schönheit?
Erſte der Töchter von Erin!
Lang iſt im Grabe dein Schlaf!
Dein Morgen entfernet!

Zu deinem Lager kommt die Sonne nimmer,
Und ſaget: Wach' auf, *Darthula!*
wach' auf!
Frühlingslüfte wehen drauſsen!
Zierlichſte der Mädchen!
Auf den grünen Hügeln
Beben Blumenhäupter.
Es wallet im Hayne das ſprieſsende Laub.

Entferne dich, Sonne!
Die Tochter von Colla, die ſchläft.
Nie tritt ſie mehr in ihrer Schönheit
auf!
Nie reitzt ihr holdes Wandeln mehr!
Alſo ſangen die Barden, und bauten das
Grabmahl. — —

Alles, was ſich hebt, muſs ſinken; was geboren wird, muſs ſterben; alles Zerſtörbare muſs vergehn und umkommen.

Mahomet. (Alcorani text. Sure VI. ex edit. *Marracii*, p. 106. Patav. 1698. f.)

* * *

Das ganze Leben der Menſchen, auch noch ſo ausgeſpannt, iſt gleich einem einzigen, kaum ganzen Tage. Stelle dir oft jenes Gleichniſs des *Ariſtoteles* vor: „An „dem Fluſs Hypanis, welcher von der „Europäiſchen Küſte in den Pontus „fließt, werden gewiſſe Thierchen gebo-„ren, die nur Einen Tag leben. Die „beym Aufgang der Sonne ſterben, ſterben „als Jünglinge, um den Mittag als Erwach-„ſene, und mit dem Untergang der Sonne, „beſonders um den längſten Tag, als ab-„gelebte Greiſe. Vergleiche unſre ganze „Lebenszeit, ob ſie viel länger ſey?" Dieſer Spruch, eben weil er ſo wahr iſt, hat ſich ſchon längſt von den Gelehrten auch unter den groſsen Haufen verbreitet. Haſt

Francesco Petrarca. (Opera quae extant omnia. Baſil. 1581. fol. p. 895 ſqq. nach *J. G. Müller's* Ueberſ. in den Bekenntniſſen merkw. Männer v. ſ. ſelbſt. Bd. I. Winterth. 1791. 8. S. 187 f.)

du nicht bemerkt, daſs es bey den roheſten unwiſſendſten Leuten eine gewiſſe Redensart geworden, von einem Knaben zu ſagen: „Dem geht die Sonne auf?“ von einem Manne: „dieſer iſt am Mittag, bey dem iſt's neun Uhr!“ und von einem abgelebten Greiſe: „mit dem geht's zum Abend und Sonnenuntergang!“ — Dieſs bedenke bey dir ſelber. Eins beſonders bitte ich dich, die Gräber der Alten, aber ſolcher, die zu deiner Zeit gelebt, fleiſsig zu betrachten, mit der feſten Ueberzeugung, daſs auch dir dieſer gewiſſe Sitz und ewige Wohnplatz bereitet ſey. Dahin zielen wir Alle, das iſt unſer letztes Haus! Und auch du, der du ſtolz biſt auf dein blühendes Mannesalter, und auf Anderer Gräber trittſt, wirſt bald ſelbſt betreten werden! Dieſs bedenke Tag und Nacht, nicht bloſs als Mann von geſundem Verſtand, der ſeine Natur kennt, ſondern wie es einem Weiſen gebührt; dann wirſt du gewiſs erfahren, *das ganze Leben des*

Philosophen sey Betrachtung des Todes. Diess wird dich Geringschätzung alles dessen, was man gross nennt, lehren und dir einen andern Lebensweg zeigen, den du ergreifen sollst. Fragst du, was ist das für ein Weg? wie gelange ich zu ihm? so antworte ich dir: Lange Ermahnungen bedarfst du nicht; höre nur die Stimme deines fort und fort rufenden und dich ermahnenden *Genius:* „*Diess ist der Weg ins Vaterland!*" Du fühlst, was er dir zulispelt, welche Wege und Abwege zu suchen oder zu fliehen, er dich lehre. Wenn du dich frey und gesund erblicken willst, so zaudre nicht, ihm zu gehorchen.

* * *

— — Des Todes Schleier
Umzieht den müden Blick mit dunkelm Flor,
Die Glieder löst der *mächtige Befreyer.*

Torquato Tasso. (Befr. Jerusal. Ges. 3. St. 46. nach d. Uebersetz. von *Gries.* Jena, 1800. 4.)

* * *

Erasmus v. Rotterdam. (Apophthegm. opus etc. Lugd. 1544. 8. p. 143 sq.)

Man scheue den Tod nicht; aber sorge doch auch dabey für das Leben. Denn das heifst nicht tapfer, sondern tollkühn seyn, sich verwegen in Gefahr des Lebens zu stürzen; wo aber unausweichliche Nothwendigkeit dringt, oder eine wichtige Ursache und rechtliche es anräth, da wird ein starkes Gemüth den Tod verachten. Bist du krank, so erschrick vor dem Sterben nicht; aber wende doch auch alle Hülfe zu deiner Genesung an: bist du im Kriege, so fasse Muth, und sey auf den Tod bereit; inzwischen streite tapfer für den Sieg.

So, glaube ich, ist der Ausspruch des *Ausonius* zu verstehen, wenn er sagt: „*Lebe eingedenk des Todes, aber doch auch nicht vergessend des Lebens!*“

Er kann aber auch so genommen werden: Vergifs nicht, dafs du einmahl sterben müssest, und diese Erinnerung halte dich von Fehlern und unnöthigen Sorgen

ab; indessen aber geniesse das, was ein sittliches und glückseliges Leben ausmacht, als wenn du noch lange zu leben hättest. —

* * *

Wir bringen dir nicht Schmerz noch Thränen weiter;
Durch deinen Tod beginnt dein schöner Glück.
Nicht bloss den Leib, den irdischen Begleiter,
Nein, höh're Spuren lässest du zurück.
Du starbst, wie du gelebt, ein heil'ger Streiter;
Jetzt weidet sich, o sel'ger Geist! dein Blick
An Gottes Schaun, du hörst der Himmel Psalmen;
Dein Haupt umschlingen deiner Werke Palmen.

Torquato Tasso. (Befr. Jerus. nach der Ueb. von *J. D. Gries.* Ges. III. Stanze 68 f.)

Die Thränen, die in unserm Auge brennen,
Macht unser Schicksal, deines nicht, erlaubt;

Denn, ach! uns muſs dein edler Hingang
trennen
Von einem ſo verehrten, mächt'gen
Haupt.
Doch ward durch das, was Tod die Men-
ſchen nennen,
Ein ird'ſcher Beiſtand uns mit dir ge-
raubt:
Ein himmliſcher wirſt du uns jetzt er-
ſcheinen;
Dich zählet nun der Himmel zu den
Seinen.

* * *

Jacob Balde. (De vanitate mundi. T. IV. Poemat. Colon. 1660. 8. nach *Herder's* Ueberſ. in ſ. Terpſich. Th. 3 Lübeck. 1796 S. 258.)

Was du, Sterblicher, biſt, das ſey,
und wolle
Mehr nicht ſeyn. Die Natur in ernſter
Strenge
Gab dir dieſes Geſetz und dieſen Nahmen.
Gib dein Leben zurück; es iſt geliehne
Schuld. Unwilligen Sclaven ſchneidet
endlich

Doch *Persephoneus* Hand das Haar ab.
Nahe
Du ein williger ihr, und ſprich: „Hier
bin ich!"

* * *

Je mehr ich mich dem letzten Tag nahe,
Der endlich kürzet unſer menſchlich Elend;
Je mehr erſeh' ich, wie die Zeit dahin fliegt,
Und was ich von ihr hoffte, mit ihr flieget.

Petrarca. (Sonnette, nach *Herder's* Ueb. im I. Bd. von *Müller's* Bek. merkw. Männer. S. XXXVI. Winterth. 1791. 8.)

Nicht lange, ſprech ich dann zu meiner Seele,
Nicht lange werden wir, von Liebe ſchwätzend,
Zuſammen fürder geh'n. Die Laſt der Erde
Zerſchmilzt, wie friſcher Schnee: *dann ruh'n wir beyde.*

Mit ihr dann finkt auch jene Hoffnung nieder,
Die eitle, die fo lang mich irre führte,
Schmerz, Freude, Furcht und Zorn find dann vorüber.

Dann werden wir erkennen, wie fo öfters
Ein fcheinbar Unglück unfer beftes Glück war,
Und wie fo öfters wir ohn' Urfach weinten.

* * *

Balde. (Lyr. L. II. Od. 23. nach *Herder's* Ueb. a. a. O. S. 173 f.)

— — Wer fich im Tode felbft
Bezwinget, frey von Kummer und eitler Furcht,
Gewinnt den Tod für fich, und reichet
Ruhig den Schatten die Freundeshand dar.

Du fürchteft, Freund, das Scheiden? Unwerthe Furcht!
Dein Weinen, als zum Lichte der Welt du kamft,

Verziehn die Götter dir, dem Kinde;
Nicht so verzeihen sie dir die Thräne,
Die eines Greises Wange mit Schmach bedeckt.
Von Kindheit auf, was lehrte das Leben dich?
„Ertragen!" Und hast du nicht gelernet,
Ohne die wimmernde Kindesthräne
Zum neuen Daseyn, heiter, ein Mann zu gehn? —
Der Tod gebiert dich, löset mit sanftem Schmerz
Die Bande dir, und neuverjünget
Siehst du die andere Welt, ein *Aeson.* *)

* * *

Menschlichem Elend wär' es eine Lindrung,
Sänken die Dinge wieder, wie sie fliegen,

Math. Cas. Sarbievius. (Lyricor. L. II. Od. 7. Colon. 1721. p. 48. 8.)

*) *Aeson*, *Jason's* Vater, wurde durch *Medea's* Kunst verjünget.

Langsam; doch oft begräbt ein schneller Umsturz
Hohe Gebäude.

Lange beglückt stand nichts. Der Städt' und Menschen
Schickungen fliegen immer auf und nieder.
Jahre bedarf ein Königreich zu steigen,
Stunden zu fallen.

Du, der du selbst des Todes Opfer seyn wirst,
Nenne darum nicht, weil die Zeit im stillen
Menschen und Menschenwohnungen zerstöret,
Grausam die Götter.

Die dich *zum Leben* rufte, jene Stunde,
Rufte *zum Tode* dich. *Der lebte lange,*
Wer an Verdienst und Tugend sich ein ewig
Leben erworben.

Freilich, lieget es viel daran,
Daſs die Leiche mit Pracht unter die Erde geh!
Daſs in Salben und Byſſus noch
Dein Entſeelter ſich ſtattlich verherrliche!
Ach, wie geht der Zufriedene
Fröhlich, wo es auch ſey, hin in die gütge Nacht!
Jeder Winkel der Erde wird
Ihm ein Königspallaſt, wenn er in Friede ruht. —
Alles ſammelt in ihren Schooſs,
Sie, die Alles gebar, jeglicher Aſche gleich
Günſtig. — Wird mir ein ſchmaler Raum
Und ein Raſen darauf, ward mir im Tode gnug.
Ferne ſey dem Beſcheidenen
Die barbariſche Pracht, die mit den ehernen
Schickſalstafeln zu kämpfen ſcheint,
Und den hungrigen Wurm länger nur an ſich lockt.

Balde. (Lyr. L. II. Od. 47. nach *Herder's* Ueb. im ang. Werk. Th. I. S. 143.)

Ach, vergebens umduftet den
Leichnam theures Gewürz, Myrrhen und Caſia,
Wenn ihn edlere Salben nicht
Aus dem Moder der Nacht und der Verweſung ziehn.
Nero's Aſche, ſein Nahme ſchon
Athmet böſen Geruch; aber *Fabricius*,
Brutus, *Cato*, *Britannicus*,
Wo verſcharret ſie ſeyn, leben im Herzen, ſind
Aller Redlichen Wohlgeruch.
Freund, die Bahre! ſie kennt einig und ewig nur
Eine Würze: ſie heiſst V e r d i e n ſt.

William Shakſpeare. (*Julius Cäſar*, nach *A. W.* Schlegel's Ueb. im II. Th. d. dramat. W. Berl. 1797. 8. S. 57.)

Der Feige ſtirbt ſchon viel Mahl, eh' er ſtirbt,
Die Tapfern koſten ein Mahl nur den Tod.
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das gröſste, daſs ſich Menſchen fürchten,

Da ſie doch ſeh'n, der Tod, das Schickſal Aller,
Kommt, wenn er kommen ſoll.

* * *

— Wenn des Todes ernſte Stunde kommt, *James Thomſon.* (Hymnus an Gott, als Schluſs ſ. Jahreszeiten. a. d. Engl. uberſ. v. *Schubart*. Berl. 1789.)
Und feſſellos in ſchön're Sonnenweiten
Mein Geiſt ſich hebt, — gehorch' ich ohne Murren.
Mit neuen Kräften werd' ich neue Wunder
Dort in die Harfe ſingen. Wo ich ſtehe
Im ungemeſsnen Tempel deiner Schöpfung,
Da lächelt deine Liebe um mich her,
Allvater! jene Liebe, die die Sterne
Mit allen ihren Kindern trägt und hält;
Die aus dem ſchwarzen Schooſs ſcheinbaren Uebels
Stets **Gutes** lockt, und immer Beſs'res noch
Im unbeſchränkten Fortlauf. —

Thomas Gray. (Der Dorfkirchhof. A. d. Engl. von *Kosegarten* übers. im 3. Bd. der Rhapsodien. S. 90 f. Leipz. 1801. 8.)

Hier, wo die Ulme mit dem Tax sich paart,
Wo grünbewachsen Sod' an Sode ragt,
Hier ruhn des Dorfes Ahnen wohl verwahrt,
Und Keinem ward sein enges Haus versagt.

Der würzenreichen Frühe frisches Kühl,
Der Schwalbe Zwitschern, die den Gatten weckt,
Des Hüfthorns Schall, des Tages froh Gewühl
Weckt nicht die Schläfer, die der Rasen deckt.

Es flammt nicht mehr der traute Herd für sie.
Kein kosend Weib scheucht ihren Ueberdruss.
Kein schmeichelnd Kind erklimmt ihr schaukelnd Knie,
Und bettelt um ein Mährchen, einen Kuss.

Wie oft zerbröckelt' ihres Pfluges Rad
Den strengen Kloss, der von der Dürre
borst.
Vor ihrer Sichel sank das güldne Schwad,
Den Streichen ihrer Axt erlag der Forst.

Nicht spotte, Stolzer, ihr bescheidnes
Loos,
Ihr stilles Treiben, ihr geräuschlos Thun,
Ihr friedlich Leben, das so klar verfloss.
Lass unverhöhnt die Arbeitmüden ruhn.

Auch deiner harrt der ernste Augen-
blick,
Der, was die Schönheit, was die Macht
dir gab,
Dein glänzend Elend, dein erträumtes
Glück,
Mit sich hinabreisst in das düstre Grab.

Nicht tadle diese, wenn der Zeiten-
strom
Sie nahmenlos und unberühmt verschlingt.

Wenn durch den Kreuzgang, den gewölbten Dom
Kein Mausoleum ihre Thaten singt.

Ruft wohl die Urne, bannt der Sarkophag
Den Hochgepries'nen aus der Nacht hervor?
Trommetet wohl der Ruhm den Schläfer wach?
Rührt wohl die Schmeicheley des Tauben Ohr?

Gewiſs verwest in dieser Mauern Ring
Manch edles Herz, das hohen Ahnens voll
Am Busen der Natur süſstrunken hing,
Und von den Fluthen der Begeistrung schwoll. — —

Vernimm, wer einst die morsche Bürde trug,
Vernimm die Jahre, die ihm Gott beschert!
Vernimm den mühsam buchstabirten Spruch,
Der fromm und ernst den Wandrer sterben lehrt.

Denn wer, des ängſtlichen Vergeſſens
Raub,
Entſagt wohl je des Daſeyns baugem Glück,
Steigt wohl hinunter in den kalten Staub,
Und wirft nicht zaudernd einen Blick
zurück?

Umſinkend lehnen wir an Freundes-
bruſt,
Erblindend tappen wir nach Freundeshand.
Auch in der Urne glüht noch Lebensluſt,
Fort in der Aſche glimmt der Hoffnung
Brand — —

Und du, der hier in ſchlichtem Liede
preiſt,
Was ſonſt zu preiſen nie das Lied gewagt,
Vielleicht, wenn einſt ein dir verwandter
Geiſt
Hieher verirrend ſehnend nach dir fragt,

Daſs dann der grauen Hüttner einer
ſpricht:
„Wir ſahn ihn öfter in der Dämmrung
Graun

„Den Berg erklimmen, der' das Echo bricht,
„Und starren Augs der Sonn' entgegenschaun.

„Dort unterm Buchbaum, an des Bächleins Rand,
„Wo Schatten winkt und grüne kühle Ruh,
„Warf er sich hin im schwülen Mittagsbrand
„Und sah des Bächleins Rieseln sinnig zu.

„Oft irrt' er murmelnd längs des Haynes Saum,
„Bleich, wie die Liebe, wie der Gram gebückt.
„Jetzt fuhr er auf, wie aus dem tiefsten Traum,
„Jetzt starrt' er hin, als sey sein Geist verzückt.

„Ein's Morgens mißt' ich auf dem Hügel ihn,
„Ihn auf der Hayd', ihn unterm Buchendach.

„Der zweyte Morgen dämmert', er erschien
„Nicht auf dem Berg, im Busch nicht, nicht am Bach.

„Am dritten trugen sie mit Sang und Klang
„Den Kirchweg ihn daher durchs hohe Korn.
„Du kannst ja lesen — lies denn den Gesang
„Auf jenem Stein mir unterm Hagedorn:"

Die Grabschrift.

Dem Glücke nicht, und nicht dem Ruhm bekannt,
Schläft hier ein Jüngling in dem stillen Staub.
Sein Herz hat für die Weisheit früh gebrannt,
Doch frühe ward sein Geist der Schwermuth Raub.

Fromm war sein Sinn, und harmlos sein Gemüth,
Und süfs das Loos, das ihm der Himmel gab.
Er gab dem Himmel, was er hatt', ein Lied!
Ihm gab der Himmel, was er wünscht', ein Grab!

Nicht ferner decke seine Tugend auf,
Nicht seine Schwächen, nicht sein trübes Loos.
Bangharrend ruht er nach durchmefsnem Lauf
In seines Gottes, seines Vaters Schoofs.

Alexand. Pope. (Der sterbende Christ a. s. Seele. A. d. Engl. übers. v. *Herder* im II. Th. s. zerstr. Blätt. S. 375. Gotha, 1786. 8.)

Lebensfunke, vom Himmel entglüht,
Der sich abzuwinden müht!
Zitternd-kühn, vor Sehnen leidend,
Gern und doch mit Schmerzen scheidend —
End', o end' den Kampf, Natur!

Sanft ins Leben
Aufwärts schweben,
Sanft hinschwinden lass mich nur.

Horch! mir lispeln Geister zu:
„Schwester-Seele! komm zur Ruh!"
Ziehet was mich sanft von hinnen?
Was ist's, das mir meine Sinnen,
Mir den Hauch zu rauben droht?
Seele, sprich, ist das der Tod?

Die Welt entweicht! Sie ist nicht mehr!
Harmonien um mich her!
Ich schwimm' im Morgenroth —
Leiht, o leiht mir eure Schwingen,
Ihr Brüder-Geister! helft mir singen:
„O Grab, wo ist dein Sieg? wo ist dein
Pfeil, o Tod?"

* * *

Auf zum schwebenden Tanz! Schliesset zum Reigen euch,
Schatten! — *Hesperus* blinkt. Siehe, dort winket uns

Balde. (Lyr. L. II. Od. 33. nach *Herder's* Ueb. a. a. O. S. 175 f.)

Scheu, mit blasserem Strahl, hinter den
Wolken dort,
Luna. Reichet die Händ' euch dar —

Jungfraun, Greise. Wir sind Einer dem
Andern gleich;
Ohne Krone der Fürst, ohne Tiare der
Pontifex, der Prälat ohne die Inful.
Schliefst,
Schatten, schliefst zum Reigen euch.

Niemand neidet von uns, keiner dem
Andern sein
Ehrenmahl und den Ruhm hoher Ge-
schlechter. — Uns
Riss, verschiedenen Weg's, aber zu Ei-
nem Ziel,
Unser König, der Tod, hinweg.

Auch uns schimmern, obwohl dunklere
Stern'! Auch uns
Säuseln Zephyre, zwar Frühlingswelle
nicht;

Doch ein leiserer Hauch geistiger Lüfte
rauscht
Durch Cypressen in unserm Hain.

Süsse Seelen, die ihr alle des Lebens Last
Von euch legetet, streut Blumen zum Tanz
umher,
Dunkle Blumen, o streut Veilchen und
Rosmarin,
Und Narcissen und Lilien.

Auf! Wie hebet sich leicht webender
Schatten Tanz!
Ohne drückende Last schweben am Boden
wir,
Flüstern leisen Gesang, schwingen uns
drey Mahl dann
Auf und hin gen Elysium.

Der du, Sterblicher, Nachts unsere Stimme
hörst,
Bald wirst du sie mit uns flüstern. Wir
waren auch,

Was du bist, und du wirst werden, was
wir jetzt sind.
Folg' uns, Sterblicher, lebe wohl!

* *

Joseph Addison. (*Cato*, Act. V. Sc. 1. S. d. VII. Bd. des Engl. *Zuschau.* herausg. von *Steele* und *Addison*, nach dem Deutschen Auszuge. Berl. 1783. 8.)

Warum sollte uns die Natur, welche nichts umsonst verlieh, diese Sehnsucht der Unsterblichkeit in unsre Seele gepflanzt haben? Wozu diese süsse Hoffnung? Wozu dieser ewige Durst nach einem bessern Leben? Was will jener Abscheu vor dem Gedanken — zu Nichts zu werden? Warum schaudert uns im Innersten vor ihm? Warum flieht die Seele gleichsam in sich selbst, so oft sie fürchtet, im Tode zu vergehen? — O es ist uns von oben herab ein göttlicher Funke, in der Geburt schon, zu Theil geworden, welcher den Körper bewohnt, und ihn in Thätigkeit setzt. Dieser göttliche Theil verspricht dem Menschen Unsterblichkeit.

Seyn oder Nichtseyn, das ist hier die Frage: Obs edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geschicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerstand sie enden. Sterben — schlafen —
Nichts weiter! — und zu wissen, daſs ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöſse ender
Die unsers Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel
Aufs innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegts:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt.
Das zwingt uns, still zu stehn. Das ist die Rücksicht,
Die Elend läſst zu hohen Jahren kommen.

Shakspeare. (*Hamlet*, nach *A. W. Schlegel's* Uebers. Th. III. der dram. Werke, S. 232 f.)

Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geifsel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mifshandlungen,
Verfchmähter Liebe Pein, des Rechtes Auffchub,
Den Uebermuth der Aemter, und die Schmach
Die Unwerth fchweigendem Verdienft erweist,
Wenn er fich felbft in Ruhftand fetzen könnte
Mit einer Nadel blofs? Wer trüge Laften,
Und ftöhnt' und fchwitzte unter Lebensmüh?
Nur dafs die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von defs Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Dafs wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen als zu unbekannten fliehn.

Wer zum Tode entschlossen ist, über den hat zeitliche Macht wirklich ihre Herrschaft verloren, und Religionsfurcht vor einem künftigen Zustande allein kann seinen Arm zurückhalten.

Eduard Gibbon. (History of the declin. and fall of the Rom. emp. nach d. Ueb. v. *C. W. v. R.* Th. X. S. 342. Frankf. u. Lpz. 1802. 8.)

* * *

Es ist ungewiss, wo uns der Tod erwartet; erwarten wir ihn also allenthalben! Sinnen auf den Tod, ist Sinnen auf Freyheit. Wer sterben gelernt hat, verlernt das Dienen nicht mehr. Für den hat das Leben kein Uebel mehr, der die Wahrheit einsieht, *das Leben aufgeben, ist kein Uebel.* Zu sterben wissen, das befreyet uns von aller Lehnspflicht und von jedem Zwange. — —

Mich. Montaigne. (Les Essais. L. I. c. 19. nach *Bode'ns* Uebers. Bd. I. Berlin, 1793. S. 132—143 f. 145 f.)

Welche Dummheit, uns zu plagen über den Punkt des Uebergangs zur Befreyung von aller Plage! Wie unsre Geburt die Geburt aller Dinge für uns ward, so wird der Tod aller Dinge für uns

unſer Tod ſeyn. Deswegen iſt es gleiche Thorheit, darüber zu weinen, daſs wir über hundert Jahr nicht mehr leben werden, als darüber, daſs wir vor hundert Jahren noch nicht lebten. Der Tod iſt Anfang eines neuen Lebens: eben ſo weinten wir, eben ſo ward es uns peinlich, in dieſes unſer gegenwärtiges Leben zu treten, und eben ſo legten wir unſre alte Hülle ab, als wir eintraten. — —

Geht aus dieſer Welt, ſagt die Natur zu uns, wie ihr hinein gekommen ſeyd. Den nämlichen Weg, auf welchem ihr vom Tode zum Leben wandeltet, wandelt ihr wieder, ohne Furcht und Grauen zurück, vom Leben zum Tode. Euer Tod iſt ein Stück aus der Ordnung des Weltalls; es iſt ein Stück von dem Leben der Welt. Soll ich etwa euch zu gefallen, den herrlichen Zuſammenhang der Dinge ſtören? Der Tod iſt Bedingung eurer Schöpfung; iſt ein Theil eures

eigenen Wesens. — Habt ihr euer Leben genutzt, so seyd ihr gesättigt: steht zufrieden auf und wandelt heim! — Das Leben ist an sich weder ein Gut, noch ein Uebel. Es ist der Raum des Guten und des Uebels, je nachdem, was ihr hinein legt. — Die Nützlichkeit des Lebens liegt nicht in seiner Länge, sondern in seiner Anwendung. Mancher zählt viele Jahre, und hat doch nur kurz gelebt. — Was soll es vorstellen, daſs ihr nicht vorwärts wollt, da ihr nicht zurück könnt? — Bildet euch, der Wahrheit gemäſs, vor, wie sehr ein immerwährendes Leben dem Menschen unerträglicher und lästiger seyn müſste, als dasjenige ist, was ich ihm gegeben habe! Hättet ihr Menschen den Tod nicht, ihr würdet mir ohn' Unterlaſs fluchen, daſs ich euch desselben beraubt hätte. —

Seht, Menschen, so lauten die Lehren und Weisungen unsrer Mutter Natur!

* * *

Franc. Baco von Verulam. (Serm. fid. S. Opera omn. Francof. ad M. 1665. fol. p. 1141 sq.)

Die Menfchen fürchten den Tod, wie die Kinder die Fufternifs. Gleichwie nun diefe natürliche Furcht bey den Kindern durch fabelhafte Schreckbilder vergröfsert wird, fo auch jene. Stets bleibt aber die Betrachtung des Todes, da er ein Uebergang zum Beffern ift, gut und heilfam, und die Furcht vor demfelben ift ein Zeichen der Schwäche. Es ift übrigens wahr, was ein Philofoph fagte: die Anftalten des Todes fchrecken mehr, als der Tod felbft. Sehr bemerkenswerth ift es, dafs kein Gemüths-Affect fo fchwach ift, der der *Furcht vor dem Tode* nicht das Gleichgewicht halte, und fie fogar bezwinge. Daher ift der Tod kein fo furchtbarer Feind, als man fich einbildet, da der Menfch fo viele Kämpfer zur Seite hat, die ihn bemeiftern. Die *Rachfucht* triumphirt über den Tod; die *Liebe* fchätzt ihn geringe; die *Furcht vor Schande* wählt ihn; der *Kummer* nimmt feine Zuflucht zu ihm.

Nicht weniger bemerkenswerth ist es, daſs der herannahende Tod kaum irgend eine Veränderung in einem ſtarken und kräftigen Gemüthe hervorbringt; denn auch bis auf den letzten Moment ſind ſeine Geſinnungen die nämlichen. —

Sehr wahr ſetzte jener Weiſe das *äuſserſte Ende des Lebens* unter die Wohlthaten der Natur; und wahrlich, es iſt wohl eben ſo natürlich, zu *ſterben*, als *geboren* werden.

* * *

Da die Menſchen ſich von der Furcht vor dem Tode, dem Elende und der Unwiſſenheit nicht heilen konnten, ſetzten ſie ſich in den Sinn, um glücklich zu ſeyn, nicht daran denken zu wollen: dieſs iſt alles, was ſie erfinden konnten, um ſich über ſo viele Uebel zu tröſten. Allein dieſe Tröſtungsart iſt ſehr erbärmlich; denn ſie zielet nicht dahin, das Uebel zu

Bl. Paſcal. (Penſées etc. Amſt. 1700. 8. p. 176.)

heilen, sondern nur es auf eine kurze Zeit zu verbergen — und diess Bemänteln macht, dass man nicht daran denkt, es wirklich zu heilen.

* * *

Leibnitz. (*Tent. Theod.* Pars I. §. 58. Op. omn. T. I. p. 160. ex edit. *Lud. Dutens* Genev. 1768. 4.)

Die Zukunft ist ohne Zweifel bestimmt; allein, da wir nicht wissen, auf welche Art sie es ist, so lasst uns einstweilen unsere Pflichten erfüllen, wie sie die uns von Gott verliehene Vernunft vorschreibt. Dann kann unser Geist in Ruhe seyn, und die Sorge der Zukunft Gott allein überlassen. Dieser wird stets das Beste thun, nicht allein im Allgemeinen, sondern auch für Einzelne, die ein wahres Zutrauen zu ihm haben, ein Zutrauen, das sich auf reinen Glauben und innige Liebe zu ihm gründet, welches aber ohne genaue Erfüllung unserer Pflichten nicht Statt findet.

* * *

Man kann sich durch Gewohnheit und Erfahrung gegen Schmerzen, Schande, Mangel und dergleichen zufälliges Unglück abhärten. Den Tod aber können wir nur ein Mahl erdulden. Wir sind Alle nur Lehrlinge in Ansehung seiner. Es haben sich in alten Zeiten so vortreffliche Haushalter ihrer Zeit gefunden, daſs sie selbst im Sterben darnach strebten, den Tod zu schmecken und genau kennen zu lernen, und ihren Geist anspannten, zu erforschen, was es mit diesem Uebergange für eine Bewandtniſs habe. Bey alle dem sind sie nicht zurückgekehrt, um uns Nachricht davon zu geben.

Montaigne. (Les Ess. L. II. c. 6. nach Bode'ns Ueb. Bd. III. S. 91 ff.)

Als *Canius Julius*, ein edler Römer von vorzüglicher Kraft und Festigkeit, von dem nichtswürdigen *Caligula* zum Tode verurtheilt worden war, gab er unter andern Proben seiner Entschlossenheit, noch als er den tödtlichen Streich des Henkers eben erwartete, auch folgende: Einer

ſeiner philoſophiſchen Freunde fragte ihn: Nun, lieber *Canius*, in welcher Faſſung befindet ſich jetzt deine Seele? Was macht ſie? Was für Gedanken beſchäftigen dich? Ich dachte darauf, antwortete er ihm, mich mit allen meinen Kräften bereit und fertig zu halten, um zu ſehen, ob ich in dieſem ſo ſchnell vorübergehenden Moment des Todes eine Wohnungsveränderung der Seele wahrnehmen, oder merken kann, ob ſie über ihren Abzug verdrieſslich iſt; damit ich, wenn ich darüber Erfahrungen mache, und wieder kommen darf, meinen Freunden davon Nachricht geben möge. Dieſer *Canius* philoſophirt nicht nur bis an den Tod, ſondern noch ſelbſt im Tode. Welche Unerſchütterlichkeit das war, und was für eine Feſtigkeit des Geiſtes, ſich vorzuſetzen, daſs ſein Tod ſelbſt ihn belehren ſolle, und ſich in einer groſsen Angelegenheit Muſse genug zuzutrauen, an andere Dinge zu denken.

Bey alle dem dünkt mich doch, daſs es wohl noch eine Art und Weiſe gäbe, uns mit dem Tode bekannt zu machen, und ihn ein wenig zu koſten. Wir können Erfahrungen von ihm haben, wenn auch gleich nicht vollkommene und durchaus richtige, dennoch in ſolchem Maſse, daſs uns ſolche nicht unnütz ſeyn, ſondern uns ſtärken, und uns gegen ihn dreiſter machen. Können wir ihm auch nicht die Hand reichen, ſo können wir uns ihm doch nähern; können ihn in der Nähe beſchauen. — Es iſt nicht ſo ohne, daſs man uns ſelbſt in unſerm Schlafe, als etwas Aehnliches mit dem Tode habend, betrachten läſst. Wie leicht gehen wir nicht über vom Wachen zum Schlafe! Mit wie weniger Sorge verlieren wir den Anblick des Lichts und das Bewuſstſeyn unſers Selbſt!

* * *

Leide. (Sylv. lyr. Lib. IX. Od. 12. nach *Herder's* Ueb. am ang. Ort. S. 232 ff.)

Weiſs ich, daſs ſich mit Muth **Alles** ertragen läſst,
Trag' ichs. Klagend der Noth ſchmeicheln, iſt Knechtesſinn;
Mir gefället *im* Schmerz, mitten im Schmerz gefällt
Mir die **duldende Majeſtät.**

Was gebeutſt du, Geſchick? „**Leide!**" Ich folge dir.
„**Froh zu leiden,**" Geſchick, wenn du mir das verbeutſt,
Folg' ich nimmer. Du thatſt, was dir gebührete;
Laſs mich thun, was auch mir gebührt.

Fahre weiterhin fort; ſiehe, ſo fliegt der Geiſt
Aufwärts: denn er iſt frey. Drohe mit härtrer Pein;
Auch ſie machet die Zeit, oder der Tod mir leicht;
Leicht die Zeit, und der Tod ſie kurz.

Wenn mein Nache zerfällt, wenn ihm der Lüfte Sturm
Und die Welle des Meers Segel und Maſt und Bord,
Ruder, Steuer entreiſst, bleibet mir Eines noch;
„Schwimme!“ rufet die Noth mir zu.

O wie wird das Gemüth (rufet die letzte Noth,
Ruft das höchſte Geſetz: „Schwimmet!“), wie wird es groſs!
Warum ſoll ich den Tod fürchten? Er kam und floh,
Er, der Linie letzter Punkt.

Gelten Meinungen dir, oder die Wahrheit? — Ganz,
Ganz verdampfen wir nicht in die gemeine Luft.
Dem Verdieneten bleibt Leben; die Lebensform
Scheint zu ſchwinden, und wechſelt nur.

Unſre Fabel, geſpielt wird ſie, und ausgeſpielt.
Völker, Reiche, die Welt ſpielen die Fabel; oft
Iſts die kürzere nur, ſelten die längere,
Die uns ſchön und die ſchönſte deucht. —

* * *

Rousseau. (Emile. T. I. Liv. 2. p. 116 ſqq. à Amſterd. 1762. 8. nach Cramer's Ueberſ. Wien u. Braunſchweig, 1789. S. 297 u. f. S. auch Nouvelle Héloïſe. P. 6. lett. 11.)

Keine elendere Weſen, als wir, wenn wir hier unſterblich wären! Es iſt hart, zu ſterben; kein Zweifel! es iſt aber angenehm, zu hoffen, daſs man nicht immer leben werde, und daſs ein beſſeres Leben die Leiden des jetzigen endigen wird. Wenn man uns Unſterblichkeit auf der Erde anböte, wer würde dieſs traurige Geſchenk annehmen wollen? Welche Zuflucht, welche Hoffnung, welcher Troſt würde uns gegen die Bitterkeiten des Schickſals, und die Ungerechtigkeiten der Menſchen übrig bleiben? — Die Nothwendigkeit, zu ſterben, iſt für den Weiſen

nur ein Grund, die Leiden des Lebens zu ertragen. Wären wir nicht gewiſs, es einmahl zu verlieren, ſo erkauften wir die Erhaltung davon zu theuer. —

Frey leben, und wenig auf menſchliche Dinge halten, iſt das beſte Mittel, ſterben zu lernen. —

Die Vorbereitung zum Tode iſt ein gutes Leben; von einer andern weiſs ich nicht.

* * *

Alles in der Natur ändert und vergeht. Kaum hat auch der menſchliche Körper den Punkt ſeiner Vollkommenheit erreicht, ſo neiget er ſich unmerklich ſeiner Auflöſung. Die ſolidern Theile, nachdem ſie ihre gröſste Ausdehnung erlangt haben, verhärten, die Membrane werden cartilaginös, die Knorpel verknöchern, die Haut trocknet aus, die Haare bleichen, das Geſicht entſtellt ſich, der Körper wird

Buffon. (Hiſt. natur. T. IV. p. 248—273. Deux-Ponts, 1785.)

gekrümmt — und der Tod ist unvermeidlich. —

Der Tod ist keine so erschreckliche Sache, als wir uns wohl vorstellen. Nur von weitem scheint er als ein Uebel. Er ist ein Gespenst, das uns erschreckt, so lange wir es in der Ferne erblicken; in seiner Nähe verliert es diesen Eindruck. Unsre unrichtige Idee vom Tode läfst uns ihn nur als ein grofses Uebel betrachten, das noch zudem mit grofsen Schmerzen und Aengsten vergesellschaftet sey. Wir stellen uns das Scheiden der Seele von dem Leibe als einen anhaltenden, vielleicht den Augenblick des Scheidens, als einen ein ganzes Jahrhundert fortwährenden Schmerz vor, und diefs aus dem Grunde, weil die Zeit in diesem Augenblicke sehr langsam auf einander folgt. Doch welch ein Mifsbrauch unsers Verstandes liegt in dieser Art zu denken! Die Vereinigung der Seele mit dem Körper geschieht ohne Wahrnehmung und

Empfindung; wie sollten wir denken, daſs die Trennung derselben mit Schmerz geschehe? —

* * *

Es ist der Wille Gottes und der Natur, daſs wir diese sterbliche Hülle ablegen müssen, wenn die Seele zum wahren Leben eingehen soll. Das jetzige ist mehr ein Raupenstand; eine bloſse Vorbereitung zum Leben. *Der Mensch ist dann erst vollständig geboren, wenn er todt ist.* Warum sollten wir klagen, daſs unter den Unsterblichen ein neues Kind geboren worden, daſs ein neues Glied in ihren glücklichen Zirkel getreten? Wir sind Geister. Der Huld und Güte Gottes verdanken wir's, daſs die Natur uns so lange den Körper leiht, als wir durch denselben uns Vergnügen verschaffen, Kenntnisse erwerben, oder unsern Mitgeschöpfen Gutes thun können. Wird er zu diesen Zwecken ungeschickt, gibt er uns statt

Benj. Franklin. (Kleine Schriften, a. d. Engl. übers. von G. *Schatz*. Th. II. S. 6. Weimar, 1794.)

Vergnügen Schmerz, und entspricht er keiner von den Absichten mehr, wozu wir ihn erhielten, so müssen wir es abermahls als einen Beweis von Huld und Güte erkennen, daſs für ein Mittel gesorgt ist, wodurch wir ihn los werden. Dieses Mittel ist der Tod.

* * *

(S. Allg. Lit. Zeit. Intell. Bl. v. May 1804. Halle. Aus der zu Philadelphia in Nordamerika erscheinenden Zeit. v. Febr. des näml. Jahres.)

Ich gehe nun zum Schlaf (waren die letzten Worte des sterbenden *Joseph Priestley* zu seinen Enkeln), so wie ihr, meine Kinder; denn der Tod ist ein langer, süſser Schlaf im Grabe, und wir werden uns wiedersehen. —

* * *

C. F. Volney. (Die Ruinen, a. d. Französ. [v. *G. Forster*] S. 4 f. Berlin, 1794. 8.)

O Gräber! welche Kraft wohnt in euch! ihr schreckt die Tyrannen, ihr vergiftet mit geheimen Beben ihren strafbaren Genuſs. Sie fliehen euern unbeflecklichen Anblick, und fern von euch tragen die Feigen den Stolz ihrer Palläste. Ihr straft

den mächtigen Unterdrücker; ihr raubt dem habsüchtigen Erpresser das Gold, und rächt den Schwachen, den er geplündert hat. Ihr vergütet die Beraubungen des Armen, indem ihr die Pracht des Reichen in Verachtung senkt; ihr tröstet den Unglücklichen, dem ihr eine letzte Zuflucht darbietet; ihr gebt endlich der Seele das richtige Gleichgewicht von Stärke und Fühlbarkeit wieder, worin Weisheit und Lebensklugheit besteht. Der Nachdenkende zieht in Erwägung, daſs er alles in euern Schoofs zurückgeben muſs, und verschmäht es, sich mit leerer Gröſe, mit unnützen Reichthümern zu beladen; er hält sein Herz in den Schranken der Billigkeit, und vollbringt seinen Lauf, indem er die Augenblicke seines Daseyns benutzt und die Güter gebraucht, die ihm bewilligt sind. Auf solche Art legt er der ungestümen Begierde einen wohlthätigen Zaum an! ihr stillt den fieberhaften Durst nach einem Genusse, der die Sinne berauscht; ihr

laſt die Seele von dem ermüdenden Kampfe der Leidenſchaften ausruhn; ihr erhebt ſie über die niedrigen Vortheile, die den groſsen Haufen quälen, und der Geiſt, der von euern Höhen den Schauplatz der Völker und Zeiten überſieht, entwickelt ſich nur zu groſsen Gefühlen und empfängt nur gründliche Begriffe von Tugend und Ruhm. O! wenn der Traum des Lebens ausgeträumt ſeyn wird, wozu hätten dann ſeine Erſchütterungen genützt, wenn ſie keine Spur des Nutzens zurücklaſſen?

* * *

Norona. (La Muerte, poema filosofica. S. Rapport sur les poesies espagnoles du Comte Norona par le C. Caïlhava, lu à l'inst. nat. La Décade phil. etc. No. 11. Niv. an IX. 1801. p. 85 sq.)

Die Senſe des Todes breitet ſich auf allen Seiten aus, und ſie erreicht eben ſo ſicher die ſtolzen Palläſte der Könige, als die anſpruchsloſen Hütten der einfachen Landbewohner. —

Der Tod iſt nicht immer von Schmerzen umgeben. Er ſetzt die Seele in Freyheit; man hat daher Unrecht, ſo ſehr

das Leben zu lieben, und ſo ſehr den Tod zu fürchten. Der Gerechte ſcheuet ihn ganz und gar nicht. *Socrates* dienet zum Beyſpiele.

* * *

Die Menſchen fürchten den Tod, ſagte *Baco*, wie die Kinder die Finſterniſs fürchten. Inzwiſchen ſcheinen die Alten den Tod mit einem feſten Auge betrachtet zu haben. — Doch bedienten ſie ſich, wenn ſie der letzten Grenze des Lebens Erwähnung thaten, ſelten des eigentlichen Wortes, ſondern nahmen ihre Zuflucht zu Umſchreibungen, oder zu gleichbedeutenden und weniger hart ſcheinenden Benennungen. So wurden die Worte: Schlaf, Nacht, Ruhe, ſtatt des Todes gebraucht. —

Die Verf. der *Deſcript. des principal. pierres gravées du Cab. du Duc D'orl.* (T. I. à Paris, 1780. fol. p. 167 ſq.)

Der Tod iſt nichts; auch haben die Alten ihn nie perſonificirt; ſie ſtellten ihn nur unter Bildern dar, die ihn bloſs

mittelbar dem Geiſte vorſtellten. *Ein Liebesgott, der ſeine brennende Fackel auslöſcht; eine Roſe auf einem Grabmahle:* dieſes waren gewöhnlich die Symbole, durch welche ſie ihn gern bezeichneten; Symbole, welche ſehr dazu dienen, das Traurige des Gegenſtandes zu mildern.

* * *

(*Chr. Meiners.* (Betracht. üb. d. Tod. etc. im II. Th. ſ. vermiſcht. philoſ. Schrift. S. 236 u. f. Leipzig. 1776. 8.)

Die Alten nannten den Tod und Schlaf, der auffallenden Aehnlichkeit wegen, Zwillinge oder Brüder: den Schlaf entweder die kleinen Myſterien des Todes, oder eine vorläufige Einweihung in die groſsen Geheimniſſe deſſelben. — Der verehrungswürdige *Diogenes* von Synope beſtätigte die Gedanken des *Socrates* und der übrigen Alten durch ſein lehrendes Beyſpiel. Der eiſerne Schlummer des Todes hatte ſich ſchon über den ſterbenden Weiſen niedergeſenkt, und als er in dieſem Zuſtande durch die Frage ſeines Arztes, wie er ſich befinde, auf einige

Augenblicke wieder erweckt wurde, antwortete er ganz ruhig: *dafs ein Bruder den andern, der Tod den Schlaf zu umarmen anfange.*

*　*　*

Seht, die schweigende Nacht umschliefst zwey liebliche Knaben,
Ihre Kinder; sie ruh'n schlafend der Mutter im Schoofs.
Der mit lächelnder Wang' im holden Traume, heifst Schlummer;
Jener, das Haupt gesenkt tief in den hüllenden Schoofs,
Heifset Tod: sein Angesicht siehst du ein Mahl, nur ein Mahl.
„Ob es trauert, ob's lacht?" Frage dein kundiges Herz!

Karl Rechlin. (S. d. Archiv d. Zeit. e. Monatsschr. Febr. 1797. Berlin.)

*　*　*

Die alten Artisten stellten den Tod nicht als Skelet vor: denn sie stellten ihn,

Lessing. (Wie d. Alten d. Tod gebildet, eine Untersuch. etc. S. 5 u. f. 10. Berl. 1769. 4.)

nach der Homeriſchen Idee *), als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und ſtellten beyde, *den Tod und den Schlaf*, mit der Aehnlichkeit unter ſich vor, die wir an Zwillingen ſo natürlich erwarten. Auf einer Kiſte von Cedernholz, in dem Tempel der *Juno* zu Elis, ruhten ſie beyde als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiſs, der andere ſchwarz; jener ſchlief, dieſer ſchien zu ſchlafen; beyde mit über einander geſchlagenen Füſsen. —

Auch war der Tod den Alten (in der Vorſtellungsart ihrer Kunſt) ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefſinnigen Stellung, den linken Fuſs über den rechten geſchlagen, neben einem Leichname ſtehet.

*) *Ilias.* Gef. XVI. v. 669 f. Nach *Voſs'ens* Ueberſetz.

Dann ihn wegzutragen, vertrau den ſchnellen Geleitern,
Beiden dem Schlaf und dem Tode, den Zwillingen. etc.

mit seiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruhet, die auf die Brust des Leichnames gestützt ist, und in der Linken, die um die Fackel herab greift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält. —

* * *

Unter allen Nationen der Erde sind die Begriffe vom Tode und dem Todtenreich vorzüglich aus Bildern der Nacht, des Schlafes und Traums zusammen gedichtet worden. Wenn man also so gern vom Todten sagte: „er schläft!" ja, wenn dieses einen Jeden der Anblick lehrte: was war natürlicher, als daſs der *Schlaf ein Bild des Todes* auch in Ausdrücken der Sprache, Kunst und Dichtkunst wurde? Und da weder Kunst noch Dichtkunst den Begriff von Aehnlichkeit beyder besser sinnlich machen konnte, als daſs sie solche zu Brüdern schuf: wer konnte ihre Mutter seyn, als die Nacht? — —

Herder. (Wie d. Alten d. Tod gebild. Th. II. d. zerstr. Blätt. Gotha, 1786. 8. S. 291 u. 324 f.)

Ich freue mich über die Allegorie, die der Schöpfer in unsre Natur, mithin in das Gefühl auch der gedankenlosesten Menschen durch diesen Wechsel von Licht und Dunkel, von Schlaf und Wachen gelegt hat. Mich dünkt, er habe uns dadurch täglich an den Umkreis unsers Schicksals erinnern wollen, und sende uns zu dieser Erinnerung den Schlaf, des Todes Bruder! Sanft rauschen seine dunkeln Flügel herbey, und umschatten uns mit der nächtlichen Wolke. Der holde Genius senkt seine Fackel täglich nieder, und erquickt uns, wenn der Tag unsre Augen blendete, mit einigen Tropfen der Vergessenheit aus seinem ambrosischen Horne. Müde vom Glanz der jungen Sonne, sehen wir täglich die alte Mutter Nacht kommen, mit ihren zwey Knaben auf dem Arm, in einen dunkeln Schleyer gehüllt; aber mit einer weithin strahlenden Sternenkrone. Indem sie auf der Erde unsern Blick verengt und umdunkelt, weckt

ſie die Augen unſers Geiſtes auf zu groſsen Ausſichten weiter Welten. Aber die Blicke dahin ſind für unſern Erdengeiſt nur Träume; mehr kann die Mutter des Schlafs und der Ruhe uns nicht geben.

* * *

Nach andern Dichtungen der Alten trägt *Apollo*, der Gott der Gottheit und Jugend, den Saitenſpiel und Geſang erfreut, auch den Köcher auf ſeiner Schulter; er ſpannt den ſilbernen Bogen, und tödtet mit *ſanſtem Geſchoſs* die Menſchen. Dieſe Dichtung iſt eine der erhabenſten und liebenswürdigſten, weil ſie ſelbſt den Begriff der Zerſtörung, ohne davor zurück zu beben, in den Begriff der Jugend und Schönheit wieder auflöſt, und auf dieſe Weiſe dem *ganz Entgegengeſetzten* dennoch einen harmoniſchen Einklang gibt.

K. Phil. Moritz. (Götterl. od. mytholog. Dicht. d. Alten. S. 110 u. f. Berl. 1791. 8.)

Apollo und *Diana* ſind die verſchwiſterten Todesgötter, — ſie theilen ſich in

die Gattung: — jener nimmt sich den Mann, und dieser das Weib zum Ziele; und wen das Alter beschleicht, den tödten sie mit sanftem Pfeil, damit die Gattung sich in ewiger Jugend erhalte, während daſs Bildung und Zerstörung immer gleichen Schritt halten. —

Gleich den vom Vater der Götter gesandten Tauben, die, vor der gefahrvollen *Scylla* vorbei fliegend, beständig eine aus ihrer Mitte verlieren, die vom *Jupiter* sogleich ersetzt wird, damit die Zahl voll bleibe; macht auch ein Menschengeschlecht unmerklich dem andern Platz, und wer, von Alter und Schwachheit übermannt, entschlummert, den hat in der Dichtersprache *Diana* oder *Apollo* mit sanftem Pfeil getödtet.

* * *

Schiller. (Die Götter Griechenl. in s. Gedicht. Th. I. Leipz. 1803. S. 215)

— Damahls trat kein gräſsliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuſs
Nahm das letzte Leben von der Lippe,

Still und traurig senkt ein Genius
Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das *ernste Schicksal blickte milder*
Durch den Schleyer sanfter Menschlichkeit.

* * *

O! weiser Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das, ernst und langsam, die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit, zu lösen.
Und wenn die Glut, mit tausend Gipfeln, sich
Zum Himmel hob, und, zwischen Dampf und Wolken,
Des Adlers Fittig, deutend, sich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freyer Blick
Der Hinterlaßnen stieg dem neuen Gott,

Goethe. (Die natürl. Tochter. Trauersp. S. 122 f. Tübingen, 1804. 12.)

In des Olymps verklärte Räume, nach.
O! sammle mir, in köstliches Gefäss,
Der Asche, der Gebeine trüben Rest,
Dass die vergebens ausgestreckten Arme
Nur etwas fassen, dass ich dieser Brust,
Die, sehnsuchtsvoll, sich in das Leere
drängt,
Den schmerzlichsten Besitz entgegendrücke.

* * *

Herder. (Wie d. Alten d. Tod gebild. u. s. w. Th. II. d. zerstreut. Blätter. S. 296.)

Das hohe nothwendige Gesetz zu sterben, war, personificirt, die Göttinn des Schicksals (μοιρα, *parca*, *fatum*, *fatus*): sie war der Hauptbegriff der Alten, wenn sie an den Tod dachten, und mich dünkt, der philosophisch-würdigste Begriff, den Menschen sich über eine Bestimmung, die ihrem Willen so widrig und ihrer Natur doch so gemäss ist, machen mögen. Seitdem dieser Begriff des hohen verhängenden Schicksals aus dem Gemüth der Menschen vertilgt ist, schleicht ihre Seele mit Blicken kleiner Vorsichtigkeit

und mit Aengsten einer niedrigen Duldung einher. Um einige Tage mehr zu leben, leben wir oft gar nicht, indem wir weder dem ordnenden Schicksal voll Gerechtigkeit und Güte, noch der eisernen Nothwendigkeit trauen. Die Griechen nicht also. In *Homer* und allen Tragikern ist es das Schicksal, welches das Loos wirft, *Jupiter*, welcher wägt, und die *Parce*, die da schneidet. Auch die Kunst scheute sich vor diesem hohen Begriffe nicht.

* * *

Die melancholische Sentenz des Hindostaners: „*Schlafen ist besser, als wachen, aber der Tod ist über alles*, —" diese Weisheit, die dem Nichtseyn vor dem Seyn den Vorzug gibt, herrscht auch in der Geschichte und in den Meinungen der ältesten Griechen.

Garve. (Versuche üb. verschied. Gegenstände etc. Th. II. S. 38. Berl. 1796. 8.)

* * *

Lessing. (Wie d. Alt. d. Tod geb. e. Unters. S. 87.)

Es ist gewiſs, daſs diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, daſs auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren muſste. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte.

Von dieser Seite wäre es also zwar vermuthlich unsere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Grenzen der Kunst verdrängt hätte! Da jedoch eben dieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch sie uns versichert, daſs der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend seyn könne: so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheuſsliche

Gerippe wiederum aufzugeben, und ſich wieder in den Beſitz jenes beſſern Bildes zu ſetzen. Die Schrift redet ſelbſt von einem Engel des Todes: und welcher Künſtler ſollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

Nur die mißverſtandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt.

* * *

Wir leiden unter einer Menge natürlicher und nothwendiger Uebel; warum ſollten wir uns noch unnöthige und künſtliche ſchaffen? Die Schale des Todes, ſie ſey bitter oder ſüß, wartet Zeit genug auf uns; warum wollten wir ſie uns, ehe wir ſie kennen müſſen, im Vorgeſchmack verderben, und uns mit einem Phantom ſchrecken, das in der

Herder. (Wie d. Alt. d. Tod gebild. Th. II. d. zerſtr. Blätt. S. 276 u. f.)

Natur vielleicht nicht ist, in der Kunst aber viel weniger seyn dürfte?

Nicht aber die Bequemlichkeit bloss, um derenwillen der Mensch doch schon viel thut, sondern auch die Wahrheit selbst scheint den grässlichen Bildern zu widersprechen, in denen Kinder und Schwache sich so gern den Tod denken. Wenn unsre Alltagsdichter immer und immer vom Todeskampf, vom Brechen der Augen, vom Röcheln, Starren, Entsetzen und Erbeben als vom Tode singen; so ist diess Missbrauch der Sprache: denn nicht Tod ist diess, sondern Krankheit. Habe ich nun wohl von der Anmuth des Hafens Begriff gegeben, wenn ich ihn mit den Stürmen des hohen Meers verwirre, aus denen er eben rettet, die sich in seine sanfte Ruhe enden? Er wäre ja nicht Hafen, wenn er die Höhe des Sturmmeers wäre; und gesetzt, dass wir zu seiner Sicherheit auch nur durch Klippen, Strudel und einen engen Pfad gelangten,

welcher Feige wollte sich nicht zum Ziel seiner Reise auch durch sie hindurch wagen?

Sehen Sie, m. Fr., die natürlichsten Arten des Todes an; treten Sie an die Leiche eines blühenden Rosenkindes, eines Jünglinges, dem sein letzter Athem hinwegschwand, einer Geliebten, die, fast ohne es zu wissen, hinüber schlummert, eines frommen Greises endlich, der, wie *Simeon*, sich gleichsam sein Sterbelied sang, und, mit dem Kleinode des Himmels in seinen Armen, das Haupt neiget; wo ist bey diesen Todten der dürre Knochenmann? wo das Gespenst mit der furchtbaren Hippe, oder die Furie, mit welcher der Kranke auf seinem Bette soll gekämpft haben? Ein sanfter Augenblick kam, ein Augenblick des Entschlafens und nicht mehr Erwachens, der Stille, die kein Geräusch, der Ruhe, die kein irdischer Unfall mehr störet. Auch bey den gewaltsamsten Zerrüttungen der Krankheit

gehen meistens sanfte Minuten oder gar helle und heitere Visionen dem Abscheide voraus: die Flügel des Todes rauschen näher, und je näher sie kommen, desto sanfter wird ihr Säusen, bis sie uns überschatten; und der blasse Schleyer auf uns sinkt, der von lebendigen Händen kaum mehr berührt werden sollte. Heiliger Kreis ist um einen Entschlafenen: das sagt sein ruhiges Gesicht; das sagt seine befriedigte Todtengebehrde. Auch Gesichtszüge, welche die Leidenschaft lange verzerrt hatte, werden von der sanften Hand des Todes geebnet; so dass in wenigen Minuten mancher Entschlafne schöner ist, als er je in seinem Leben gewesen. *Kein Schreckgespenst also ist unser letzter Freund, sondern ein Endiger des Lebens; der schöne Jüngling, der die Fackel auslöscht, und dem wogenden Meer Ruhe gebietet.*

* *

Fürchte den Tod nicht!
(Daſs ſeine Schrecken dich nicht ängſteten,
Hat dir ein holderes Bild von ihm,
Seinen Bruder, den Schlaf,
Den Tröſter der Mühen,
Der gute Geiſt gegeben.)
Fürchte den Tod nicht!
Aber verachte ihn nicht!
Den groſsen Lehrer,
Deinen Heiland aus vieler Noth,
Der dir die Bande löst,
Der's mit dir endet oder vollendet,
— Glaube, er wird es vollenden!
— Glaub' an dich und hoff' Unſterblichkeit!
Was drüben ſeyn wird,
Wenn du Weisheit und Tugend
Ehrteſt und übteſt, —
Wohl dir! Du haſt dich.

Conz. (Die Orakel der Weish. in ſein. Ged. S. 247 u. f. Samml. I. Tab. 1792. 8.)

O

Kosegarten. (Rhapſ. S. 212 f. Bd. I. Lpz. 1790. 8.)

Der Tod — ein Schlaf! Ein ſchönes, mildes Bild! das älteſte Bild des Todes, das Lieblingsbild aller Dichter und Weiſen. Was iſt Schlaf? Eine Abſpannung unſerer ſchlaff gearbeiteten Sehnen. Eine Betäubung unſerer ermüdeten Sinne. Eine wohlthätige Unterbrechung unſerer Thätigkeit. Eine Ueberſchattung unſerer Kräfte. Ein leiſes Gewölk, das unſre Seele hüllet. — Das alles iſt auch der Tod. Vernunft- und Naturweisheit beweiſen, daſs der Tod nichts anders ſey.

Der Tod, ſagt ihr, iſt ein Uebel. Und um ihn gleichwohl nicht zu viel zu thun, ſetzt ihr hinzu: Er iſt ein nothwendiges Uebel. Wie? ein nothwendiges Uebel? — — Was iſt ein nothwendiges Uebel? Ich kenne kein nothwendiges Uebel. Alles, was nothwendig iſt, iſt gut. Die eiſerne, unwiderſtehliche Nothwendigkeit, die die Welt regiert, iſt nichts als das Roſenſeil weiſer Güte, mit dem der

Allgewaltige sein All umschlingt. In diesem All ist der Tod — ist Naturnothwendigkeit — ist also Anstalt der allweisesten Güte.

*　　*　　*

Suche, Freund, ein gutes Gewissen zu behalten, beydes gegen Gott und den Menschen, und wahrlich, ich sage dir, du wirst selig sterben, auch ruhig, wenn dir das Leben es zuläfst. Es wird wohl so gut seyn. Ein gutes Gewissen ist ein probates Schlaf beförderndes Mittel. — — Die Alten brauchten den Tod zur Aufmunterung. Es sollte noch auf allen Grabmahlern stehen: sey getrost, Wanderer, geniefs das Leben, denn es ist kurz! Wer den Tod zuerst als ein häfsliches Gerippe vorstellte, war gewifs ein junger Mahler, der seine Geliebte verloren hatte. Die Griechen mahlten ihn als einen Engel, und wahrlich, er ist ein Engel, ein Bote Gottes zur Ablösung! Den Seinen schenkt

Hippel. (Lebensläufe nach aufsteig. Linie. Th. III. Bd. I. Berl. 1781. 8. S. 185 f.)

er den Tod. Jene fromme Mutter, die ihre beyden Söhne, vor einem Wagen gespannt, in den Tempel zogen, bat die Götter, diese fromme Handlung mit der besten Gabe zu lohnen. Den Morgen fand man beyde in den Tod eingeschlafen. Tod und Schlaf sind Kinder von zwey Vätern und einer guten Mutter. Ist es nicht gut, daſs die Feſſeln sich abnutzen, und wir endlich aufhören, Ruderſclaven zu seyn?

* * *

J. J. Engel. (Der Philos. f. die Welt. Th. III. S. 164. Berl. 1800. 8.)

Der Tod des Edlen ist sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooſs der Mutter; und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntniſs Gottes und seiner selbst hervorgeht, lächelt noch im Tode auf seinem Angesichte.

* * *

Goethe. (*Hermann u. Dorothea.* Neue Ausg. Braunschw. 1799. 8. S. 83 u. f.)

— — Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und
nicht als Ende dem Frommen.

Jenen drängt es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, in Trübsal die Hoffnung;
Beyden wird zum Leben der Tod

* * *

Der Schlaf war eher in der Welt als der Tod, das Vorbild eher als die Erfüllung. — Gehst du aus der Welt, wenn du stirbst? Deine Seele entschwebt nur den Dünsten dieser Erde. Ewiger Geist der Liebe webt im Athem der Natur; wo der webt, ist Leben —

Hippel. (Lebensläufe nach aufsteig. Linie. Th. III. Bd. I. S. 191 ff.)

Bis zum letzten Seufzer, sagt man, warum nicht bis zum letzten Lächeln? Weil das Leben ein Jammerthal ist, und doch kommt der letzte Augenblick, die letzte Stunde sehr oft, wie der Geist des Herrn im sanften Winde. —

Das Grab, Freunde, ist eine heilige Werkstätte der Natur! Ein Formzimmer,

Tod und Leben wohnen hier beysammen, wie Mann und Weib. Ein Leib sind sie. Eins sind sie. Gott hat sie zusammengefügt, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Eine Hand voll Erde ist eine Hand voll Welt. Schaudre nicht vor der Verwesung: das Weitzenkorn fault, und wird ein hundertfältiger Halm. Alles muſs sterben, was zum Licht und Leben herausbrechen soll. Dieſs Erdenall, dieser Erdenball hat alles, was schön und gut ist, erzeugt und ernährt. Er ist das Herz, unter dem Jedes gelegen, die Brust, die Jedes gesogen. — Nimm doch diesen Staub in die Hand, vor dem du bebst. Es ist Bein von deinem Bein. Aus Erde sind unsere Windeln und unser Leichentuch. Wir werden, was wir waren. Die Goldkörner, die letzten Körpertheilchen, das eigentliche Saatgetreide, ist aufgespeichert, und wird zu seiner Zeit schon vom lieben Gott wieder ausgestreut werden, auf einen schönen Acker. Die Natur

ist das *Perpetuum mobile*, sie steht nicht stille Sie wirkt Leben im Tode, Tod im Leben schön durch einander, daſs es eine Lust ist, anzusehen, dem, der ein Auge dazu hat. Der Geist ist in Gott, in dem er lebt, webt und ist. Das Schlechtere vom Körper, das sich die Würmer so gierig zueignen, Mensch! traure nicht, es wird nur abgezogen, vom Felde in den Garten, wo es so lange verpflanzt und gepflanzt wird, bis — —

* * *

Unter der Erde ist **Schlaf**, über der Erde ist **Traum**; aber zwischen dem Schlaf und Traum sehe ich Lichtaugen wandeln wie Sterne. — Ein kühles Wehen kommt vom Meer der Ewigkeit über die glühende Erde. — Mein Herz steigt auf und will abbrechen vom Leben. — Es ist alles so groſs um mich, wie wenn Gott durch die Nacht ginge — Geister!

Jean Paul Fr. Richter. (Hesperus. Th. I. S. 351—353 u. f. Berlin, 1795. 8.)

fasset meinen Geist, er windet sich nach euch, und zieht ihn hinüber . . .

Siehe, hier klebt mein und dein Geist, angefroren an die Erdscholle, und dort decket die Nacht alle hinter einander ruhende Himmel auf; dort im blauen glimmenden Abgrunde wohnt alles Große, was sich auf der Erde entkleidet hat, alles Wahre, das wir ahnden, alles Gute, das wir lieben. — —

Sieh', wie alles so still ist drüben in der Unendlichkeit! — wie leise ziehen die Welten, wie still schimmern die Sonnen! — Der große Ewige ruhet wie eine Quelle mit seiner überfliessenden unendlichen Liebe mitten unter ihnen, und erquickt und beruhiget alles, und um Gott steht kein Grab.

— Ach, den ewig erschütterten Busen des Menschen stillet nur ein Schlaf, entweder der irdische, oder der andere . . .

Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinen Schoofs;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlafsne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waise Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das warme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

* * *

Salis. (Das Grab. Gedichte. Vierte vermehrte Aufl. S. 49 u. f. Zürich, 1800.)

Fr. L. Graf zu Stolberg. (Lied. in den Gedichten der Grafen C. u. F. L. v. Stolberg. Lpz. 1779. 8.)

Des Lebens Tag ist schwer und schwül;
Des Todes Odem leicht und kühl;
Er wehet freundlich uns hinab,
Wie welkes Laub ins stille Grab.

Es scheint der Mond, es fällt der Thau
Aufs Grab, wie auf die Blumenau:
Auch fällt der Freunde Thrän' hinein,
Erhellt von sanfter Hoffnung Schein.

Uns sammelt Alle, Klein und Groß,
Die Muttererd' in ihren Schooß.
O, säh'n wir ihr ins Angesicht;
Wir scheuten ihren Busen nicht.

* * *

Jean Paul Fr. Richter. (Hesper. Th. I. S. 100 u. 331.)

Der Mensch hat hier dritthalbe Minuten, eine zu lächeln — eine zu seufzen — und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er.

Aber das Grab ist nicht tief, es ist der leuchtende Fußtritt eines Engels, der uns sucht. Wenn die unbekannte Hand

den letzten Pfeil an das Haupt des Menschen sendet: so bückt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt bloss die Dornenkrone von seinen Wunden ab. —

Der Mensch geht, wie die Erde, von Westen nach Osten; aber es kommt ihm vor, er gehe mit ihr von Osten nach Westen, vom Leben ins Grab. —

* * *

Herder. (Das Grab, in d. zerstreut. Bl. Th. VI. S. 92 ff.)

Erdenge zweyer Welten, stilles Grab;
Wie schweiget's um dich her! Diesseit ist Nacht
Und Staub; ein Häufchen todter Asche nur;
Und jenseit kommt kein Laut zu mir herüber,
Kein sel'ger Geist, der diesen Staub besucht,
Kein Traumgesicht. —

Nacht ist um mich. Hoch
Daroben funkeln Sterne. Glänzet ihr,
Gestirne droben, dem entschwungnen
Geist?
Und bricht dem Todten, wie dem Schlummernden,
Ein neuer Morgen an?

Was zweifelst du
In mir? Unsterblicher, der hier am *Rath*
Und *Werke der Natur* schon Antheil nahm.
Er sann, was sie ersonnen, und er traf's,
Aussprechend *ihre Regel*, *ihr Gesetz;*
Und bot unausgeschlagen ihr die Hand
Zum edelsten, zu ihrem *ew'gen Werk*,
Dem *Ordnen durch Verstand und Güte.*

Wenn
Sie fortan Dein zu ihrem Dienst bedarf,
(Und sie verschmäht, die reiche Sparerinn,
Die nichts verthut, und mit dem Mindesten
Das Grösseste verrichtet, keine Kraft

Und Uebung) wenn sie fortan dein bedarf:
So sage willig: ich bin da! Und web'
In meinem kleinen Winkel emsig fort
An jenem Schleyer der *Penelope-Minerva*, der unübersehbar dort
In Millionen Sternen prächtig glänzt.

* * *

Matthisson. (Das Grab, im Nachtrag z. s. Ged. Zürich, 1799. S.61 ff.)

Kein Erdenlaut schlägt an der Todten Ohr
Und ihren Schlummer, tief und eisern, bricht
Der Morgenglocke Klang, der Vögel Chor,
Im dumpfen Schoofs der düstern Wohnung nicht.

Beglückt, wen dieses Ports Umschirmung birgt,
Wo der Orkane Wüthen ewig schweigt,
Kein Hafs vergiftet, keine Zwietracht würgt,
Und nimmer der Verläumdung Natter schleicht.

Da täuſcht kein Wahn, berauſcht kein
Sinnentraum
Mit Hoffnungsbildern aus dem Feenreich,
An Leer' und Unbeſtand dem Farben-
ſchaum
Der überſonnten Katarakte gleich.

Da trennt erkaufter Argliſt Hochverrath
Der Freundſchaft und der Liebe Bündniſs
nie;
Da hemmt kein Ozean, kein Alpenpfad
Die Wechſeltöne zarter Sympathie.

Da wohnt die Ruh', die nur am
Staube weilt,
Das Brot mit dem zufriednen Landmann
bricht,
Die wunde Bruſt gekränkter Unſchuld
heilt,
Und freundlich Kränze mit der Kindheit
flicht.

Der Menſchheit Freuden ſchlüpfen ohne
Spur
Mit Sylfentritten über Nebelgrund;

Ach! ihrer Schmerzen Drachenhorde nur
Schweift langfam folternd um der Erde
Rund.

Der Mitempfindung Troft, wovor das
Weh
Der Sterblichen zurück zum Orkus flieht,
Treibt felten Blumen, gleich der Aloe,
Die, von der Heimath fern, ein Kerker
zieht.

Zu graufam hehlt, im fchwankenden
Gewühl',
Indefs der Jugend Frühlingslaub verdorrt,
Der Zufall, bey des Lebens Maskenfpiel,
Verwandten Seelen das Erkennungswort.

* * *

— In des Geifterreiches Stille
Tobt kein Sturm der Leidenfchaft,
Und des Guten reiner Wille
Lohnt fich durch erhöhte Kraft;
Seelen, fremd im öden Thale
Der umfchränkten Wirklichkeit,

Salis. (Der Gottesacker im Vorfrühling. Gedichte, S. 124 u. ff. in der ang. Aufl.)

Fanden froh die Ideale
Seliger Volkommenheit.

Ihre Schwächen sind vergessen,
Groll und Zwietracht ruht versöhnt,
Wo die Ruhe mit Cypressen
Der gekränkten Stätte krönt.
Aus des niedern Neides Schranke
Zu des Friedens Höh' entrückt,
Reitzt sie nie der Bosheit Ranke,
Die des Edlen Pfad umstrickt.

Kühler Rasen überschleyert
Sorgsam der Verwesung Spur;
Auf des Moders Halle feyert
Frühlingsfeste die Natur;
Und die Thräne der Empfindung,
Wenn ihr Grabgeläut verklingt,
Schmückt die Kette der Verbindung,
Die ins Geisterreich sich schlingt.

Auf den Gräbern unsrer Väter
Spriesst des Erdrauchs Purpurstrauss,
Ein entwölkter lautrer Aether

Ueberwölkt ihr enges Haus,
Auf vermorschter Särge Reste,
Auf zerbröckeltes Gebein,
Wallt durch weiſse Blüthenäste
Goldner Frühlingsmorgenschein.

Selbst, wo rasenlos und mürbe
Sich ein neuer Hügel hebt,
Wo man den, der heute stürbe,
An die Reihe hin begräbt,
Wird der Grund sich bald behalmen;
Wo jetzt Wermuthsstengel stehn,
Hebt die Hoffnung Siegespalmen
Für das groſse Wiedersehn.

Drückt euch dicht, ihr Epheuzweige,
An der Dulder stilles Grab!
Schlaffe Trauerweide, neige
Dein Gelocke tief herab,
Flattert drüber, Hängebirken,
Dämpft den Tag umher durch Laub;
Und Natur mit leisem Wirken
Wandl' in Blumen ihren Staub!

Jean Paul Fr. Richter. (Hesper. Th. III. S. 298 f.)

Siehe! der Tod tritt, kalt gegen die Erde und unſern Jammer, eilern, aufgerichtet und ſtumm, hin zur überdeckten Seele im beruhigten Leichnam, und reicht die verhüllte Seele mit unermeſslichem Arm von der Erde durch unbekannte Welten hindurch in deine ewige warme väterliche Hand, die uns geſchaffen hat — in das Elyſium, für das du uns gebildet haſt — unter die Verwandten unſers Herzens — in das Land der Ruhe, der Tugend und des Lichts . . . —

Die Flamme der Liebe und der Tugend lodert aufwärts über die Verweſungen — wir ſehen um das Todtenbett eine Bahre als Ruhebank, auf die alle Laſten abgelegt ſind, und das aus einandergedrückte Herz auch — wir ſehen um das Todtenbett eine groſse unbekannte Geſtalt, die vom Ebenbilde Gottes den Erden-Rahmen bricht. — Aber wenn das Herz groſs wird neben unſerm

Ruheort, so wird es weich neben dem fremden. —

* * *

Matthisson. (Grablied; in s. Ged. Dritte verm. Auflage. S. 127. Zürich. 1794. 8.)

Auch des Edlen schlummernde Gebeine
Hüllt das Dunkel der Vergessenheit;
Moos bedeckt die Schrift am Leichensteine,
Und sein Nahme stirbt im Lauf der Zeit.

Wenn erwacht die neue Morgenröthe?
O! wenn keimt des ew'gen Frühlings Laub?
Niedrig ist der Todten Schlummerstätte,
Eng' und düster ihr Gemach von Staub!

Noch umkränzen Rosen meine Locken,
Liebe lächelt alles um mich her!
Nach dem letzten Hall der Sterbeglocken
Denkt kein Mensch des guten Jünglings mehr.

Voss. (Trost am Grabe; in s. Ged. Bd. I. S. 328 f. Hamb. 1785. 8.)

— — —

Nur der Erdenleib wird Erde;
Sein Bewohner bleibt!
Ja, du lebst, Geliebter, lebest
Ueber Sternen, oder schwebest
Mitleidsvoll um deinen Freund,
Der an deinem Grabe weint!

Diese Kräfte, dieses Trachten
Zur Vollkommenheit,
Dieses Vorgefühl, diess Schmachten
Nach Unsterblichkeit:
Dieser Geist, der Welten denket,
Würde mit ins Grab gesenket?
Und geschaffen hätte Gott
Dieses alles nur zum Spott?

Nein, nicht spottend, nicht vergebens
Schufst du, Gott, dein Bild;
Lieb' und Weisheit hat des Lebens
Geist in Staub gehüllt.

Diese Hülle wird zertrümmert,
Und die freye Seele schimmert
Zu der höhern Geister Chor
Immer herrlicher empor.

* * *

Furchtbar ist das Grab!
Kalte Winde sausen,
Dumpfe Schauer grausen,
Gram und Grauen hausen
Um das stumme Grab.
Furchtbar ist das Grab!

Kosegarten. (Des Grabes Furchtbark. u. Lieblichk. in s. Poesien. Bd. II. Lpz. 1798. 8. S. 162 u. f.)

Lieblich ist das Grab.
Linde Stille flistert,
Kühler Schatten düstert,
Tiefer Friede säuselt
Um das stille Grab.
Lieblich ist das Grab.

Graunvoll ist das Grab.
Aengstlich ist des Grabes Enge,
Seine Breite, seine Länge,

Seine Höhe, seine Tiefe
Messen sieben Schritte ab.
Graunvoll ist das enge Grab.

Lieblich ist das Grab.
Süſs und schirmend seine Enge;
Vor dem lästigen Gedränge,
Vor dem gaukelnden Gepränge,
Vor der Thoren bunter Menge,
Rettet seine sichre Enge —
Lieblich ist das enge Grab.

Einsam ist das Grab.
Kein Laut des Lebens,
Kein Tritt des Wandrers,
Kein Gruſs der Frohen
Besucht das ewig öde Grab.
Ach, wie einsam ist das Grab!

Einsam ist das Grab.
Der Freude wilde Jubel,
Des Leichtsinns lautes Lachen,
Der Frechheit wüster Reigen
Besuchen nie das Grab.

Aber lebensmüde Weise,
Und der Wehmuth sanfte Töchter,
Und des Liedes edle Söhne,
Wandeln gern, wo Gräber grünen,
Schauen staunend drauf hinab —
Nein, nicht einsam ist das Grab.

* * *

Matthisson. (Das Grabmahl; in dem Nachtrag z. s. Ged. S. 47.)

Weile, von der Hagerose
Kühl, o Wandrer, überwebt,
Wo diess Grab mit ernstem Moose
Sich am Schattenquell erhebt.

Zwey verwandte Geister warfen
Hier zugleich den Schleyer ab;
Lieblich, wie durch Aeolsharfen,
Weht die Mayluft um ihr Grab.

Ihre Lichtgebilde steigen
Aus der Hoffnung Heiligthum
Vorbedeutend auf und zeigen
Jenseits dir Elysium.

* * *

C. A. Tiedge. (Urania etc. Halle. 1801. 8. S. 172 f.)

Neiget in den öden Raum
Traurend sich mein Haupt hinunter:
Dann geht diese Welt mir unter,
Wie ein wesenloser Traum.

Und an ihrem finstern Saum,
Hinter diesem Weltgetriebe,
Schauet eine Welt, voll Liebe,
Licht und Recht, in meinen Traum.

Sie, die Unschuld — nur gekannt
Von dem Geiste, der sie richtet —
Der den Geist der Thaten sichtet,
Finde dort ihr stilles Land.

Finde dort den Friedenshain,
Wo die freyern Seelen wohnen,
Die mit unbefleecktern Kronen
Sich dem nächsten Himmel weihn!

* * *

Kant. (Anthropologie in pragm. Hins. Zweyte verb. Aufl. S. 141 u. f. Königsb. 1800. 8.)

Wer über den Gedanken des Todes nicht mit *männlichem Muthe* wegsieht, wird des Lebens nie recht froh werden.

Nur der ist groſs und glücklich, der den Tod nicht ſcheut, und die mächtige Kunſt verſteht, *als ein Mann zu ſterben.*

(*Carl von Bonſtetten.* (Ueber Tod und Unſterblichk. in ſ. Schrift. Bd. I. herausgeg. von *Matthiſſon.* Zürich. 1793. 8.))

* * *

Vor dem Tode erſchrickſt du? Du wünſcheſt unſterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin biſt, es bleibt *).

(*Schiller.* (Unſterblichkeit. Bd. III. St. 9. der Horen. S. 136.))

* * *

Mit ſtiller, aber unwiderſtehbarer Gewalt führt uns der Strom des Lebens an die Ufer der Ewigkeit fort. Ein natürliches unerbittliches Schickſal, vor welchem die Einbildungskraft, und noch mehr das üble Bewuſstſeyn zurückſchaudert, indeſs ihm die Vernunft, eben weil es natürlich und unvermeidlich iſt, mit *ruhiger Gelaſſenheit* entgegenſieht. Der Tod iſt Ruhe der erſchöpften Natur und

(*J. Ith.* (Verf. e. Anthropol. od. Philoſ. d. Menſch. nach ſ. körp. Anlag. Th. II. S. 262. u. ff. Bern. 1795. 8.))

*) *Seneca* (epiſt. 65.) ſagt: Homines quidem pereunt; ipſa humanitas, ad quam homo effingitur, permanet. —

Stillstand ihrer Wirksamkeit. Die Kraft, welche am letzten auslöscht, ist eben die, welche die erste Bedingung des Lebens ausmacht, die Muskelkraft. Mit ihr erstirbet das Herz, die Blutwelle ruht, der Athem entschwindet, und alle Bewegungen des Körpers werden zur bevorstehenden Auflösung gefesselt. Diess ist der Tod der Natur. — So wäre nun der Vorhang über der letzten Scene dieses Erdenlebens niedergesunken: aber was geschieht nun der Seele? sie ist ja eine von allen Naturkräften wesentlich verschiedene geistige Substanz. Wiewohl sie alle Schicksale des Körpers wegen ihrer innigen Vereinigung mit demselben theilt: so kann sie doch den Tod nicht mit ihm gemein haben, da er sie von ihm trennt. Nein, losgebunden von der thierischen Organisation und der niedrigen Sinnlichkeit, erreicht sie jetzt, die Unsterbliche, eine neue Stufe auf der Leiter ihrer Bestimmung, und fährt in einer bessern, glücklichern, glänzendern

Ordnung der Dinge zu wirken fort, wo sie hier geblieben war.

* * *

Goethe. (Euphrosyne etc. in d. neu. Schrift. Bd. VII. Berlin, 1800. 8. S. 219 f.)

Ach! Natur, wie sicher und groſs in allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab;
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, den köstlichen Schatz, herrscht ein schwankendes Loos.

Nicht dem blühenden nickt der willig
scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom
Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schliefst dem Aelteren
immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem
Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die
Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und
Enkel umsonst,
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings
zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schlos-
sen gestreckt. —

* * *

John Baggesen. (Das Labyrinth. Eine Reise durch Deutschland, d. Schweitz u. Frankr. Stück V. S. 422 u. f. a. d. Dan. üb.

Unmöglich kann der Verlust des Staubes schmerzhaft seyn, — oder der Mensch ist nichts als Staub. —

Den unvermeidlichen Tod für ein Uebel halten, ist in meinen Augen gotteslästerlich. —

Nichts kann ich in dieser Welt weniger begreifen, als die Angst vor dem Sterben, die so allgemein seyn soll. Möge man es dahin gestellt seyn lassen, ob uns jenseits etwas Besseres oder etwas Schlechteres erwarte; sicherlich erwartet uns dort etwas Anderes. — v. C. F. Cramer. Altona u. Lpz. 1795-8.)

Unsäglich gern will ich in deinem Strome hingleiten, willkommener Tod! über allen Ausdruck gern den gröberen Staub mit einem feinern vertauschen! Zwar kenne ich deinen Ausfluss nicht; weiss nicht, ob deine Mündung in das Caspische, in das Mittelmeer, oder in den Ocean jenseits fällt, — aber wo hinein sie auch falle, fällt doch mein Wesen nie aus der ewig gütigen, milden, schützenden Vaterhand, in der jedes Meer ein Tropfen ist.

* * *

Hippel. (Lebensl. n. aufst. L. Th. III. Bd. II. S. 121. Bd. I. S. 166 f.)

Freunde! Schaudert ihr vor dem kalten Arm der Erde? Seyd getrost! Ihr werdet in ihm von der Last eurer

Pilgrimschaft ausruhen, und auch der hier nicht viel schlafen konnte, wie sanft wird er hier sich legen! — —

Der Thor klagt über das, was nicht zu ändern ist, der Weise sucht Bewegungsgründe, es zu tragen. Das Ende liegt immer im Anfange, so wie der Anfang im Ende — Die Sonne gehet auf und unter, und der Mensch ihr nach. Sich grämen, daſs wir sterben müssen, heiſst: sich grämen, daſs wir sind. Durch Philosophie, der man durch Ton und Gebehrde nachzuhelfen verbunden ist, kann man des Todes Bitterkeit vertreiben, und, wenn Noth am Mann ist, selbst für Ehre und Vaterland sein Haupt hingeben. —

Unser Leben ist ein Quodlibet von Abwechselungen, ein Apriltag, und wenn Thoren es gleich für Mangel der Lebensart halten, an den Tod zu denken; so haben doch von jeher kluge Leute Todes-

betrachtungen, als richtige Proben eines gut gerechneten Lebens, angesehen.

* * *

Je mehr der Mensch natürlicher Weise den Tod fürchtet, und durch die Gewissheit desselben das Leben verbittert fühlt; desto mehr wünscht er, sich zu überzeugen, dass der Tod kein Uebel sey.

Garve. (Vers. üb. versch. Gegenst. etc. Th. II. S. 39.)

* * *

Todt seyn, hat nichts Schreckliches; und in so fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtseyn ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur so und so sterben, eben jetzt, in dieser Verfassung, nach dieses oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter sterben, kann schrecklich werden, und wird schrecklich. Aber ist es sodann das Sterben, ist es der Tod, welcher das Schrecken verursachte? Nichts weniger; der Tod ist von allen diesen Schrecken das erwünschte Ende,

Lessing. (Wie die Alten den Tod gebildet, eine Unt. etc. S. 60.)

und es ist nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn sie diese beyden Zustände, den Zustand, welcher unvermeidlich in den Tod führet, und den Zustand des Todes selbst, mit einem und eben demselben Worte benennet.

* * *

Kant. (Anthropol. etc. zweyte verbess. Aufl. S. 67.)

Das **Sterben** kann kein Mensch an sich selbst erfahren (denn eine Erfahrung zu machen, dazu gehört Leben), sondern nur an Andern wahrnehmen. Ob es schmerzhaft sey, ist aus dem Röcheln, oder den Zuckungen des Sterbenden nicht zu beurtheilen; vielmehr scheint es eine bloss mechanische Reaction der Lebenskraft, und vielleicht eine sanfte Empfindung des allmähligen Freywerdens von allem Schmerz zu seyn. — Die allen Menschen, selbst den Unglücklichsten oder auch dem Weisesten, natürliche Furcht vor dem Tode ist also nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern, wie *Montaigne*

richtig sagt, vor dem Gedanken gestorben (d. i. todt) zu seyn; den also der Kandidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er das Kadaver, was nicht mehr Er selbst ist, doch als sich selbst im düstern Grabe, oder irgend sonst wo denkt. — Die Täuschung ist hier nicht zu heben; denn sie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu und von sich selbst. Der Gedanke: ich bin nicht, kann gar nicht existiren; denn bin ich nicht, so kann ich mir auch nicht bewufst werden, dafs ich nicht bin.

* * *

— Der reifsende Strom des Lebens bringt uns immer und immer, mit stiller, aber unwiderstehlicher Gewalt, den Ufern der Ewigkeit näher. — Später oder früher kommt der Greis dahin, dafs er, wenn er weise ist, das Leben für ein

Haller. (Elem. Physiol. corp. humani etc. Tom. VIII. L. 30. Sect. 3. §. 12. Ed. 2. Laus. 1778. 4.)

großes Ungemach, und den Tod für eine Wohlthat ansieht.

* * *

J. G. Zimmermann. (Ueber d. Einsamkeit. Bd. IV. S. 198 f. Lpz. 1785. 8.)

Freudig wird auch das hohe Alter, und fröhlich müssen seine Tage hinfließen, wenn der Greis auf seinem Gütchen den Segen überzählet, den er nachläßt, und den Lohn, der auch schon hier darauf folget. Rücksicht auf ein tugendhaftes und edel geführtes Leben kann keinen Menschen niederschlagen. Große Seelen erblassen nicht beym Anblick ihres Grabes. — — Zurückziehen kann sich Jeder aus der Welt, nicht mehr aus dem Vergangenen machen, als es werth ist, und in den Augenblicken, die er noch hat, die schon besessenen Kenntnisse von Gott und Tugend neu beleben und erweitern; und so wird er denn auch mit Festigkeit glauben an die Morgenröthe jenseits des Grabes, und den Tod weiter für nichts

halten, als für sanften Sonnenuntergang des Lebens.

* * *

Die Betrachtung unsers natürlichen Endes hat ihren gewissen Nutzen in Verbesserung des moralischen Zustandes der Menschen, und diesen Einfluss haben auch unchristliche Weltweise laut eingesehen. Aber selbst unser körperliches Wohl kann jene Betrachtung befördern helfen, wenn wir nicht bloss mönchische Meditationen über diesen Gegenstand anstellen, und das Schicksal der Lebenden vergessen wollen, während dem wir uns mit der Geisterwelt beschäftigen. — —

Joh. Pet. Frank. (Syst. ein. vollst. medicin. *Polizei* etc. Bd. IV. Abtheil. 2. Abschn. 4. §. 1. 7. Mannheim, 1788. 8.)

Warum stirbt nur der civilisirte Mensch mit dem *appareil* von so gräslichen Schrekken, wenn inzwischen die ganze übrige Natur, die mehrsten so genannten wilden Nationen, ein paar Muskelverzerrungen abgerechnet, ohne alle die Ahndungen, welche bey uns den ganzen Lebenslauf

ſchon vergällen, den letzten Aderſchlag ruhig genug abwarten, und der natürlichen Auflöſung keine künſtliche Marter hinzugeſchafft ſehen dürfen? . . . Iſt es wohl ein Vorzug für das aufgeklärtere Menſchengeſchlecht, daſs uns übel verſtandene Religionsbegriffe mit Bildern des Todes vollpfropfen, worunter wir unſere Geſundheit und die Ruhe des ganzen Lebens zuſetzen, und daſs die letzten Augenblicke des religiöſen Menſchen, gegen jene, des thieriſchen Menſchengeſchöpfes, in dem allerſchlimmſten Verhältniſſe erſcheinen? . . . daſs gewiſſe Menſchen einen Theil ihres Lebens darauf verwenden, ihren Mitbrüdern den Tod ja recht fürchterlich vorzuſchildern, weil ſie, der gelindeſten Auslegung nach, zu träge ſind, den Geſunden beſſere Gründe ihres Wohlverhaltens vorzulegen? —

* * *

Keine Furcht macht unglücklicher, als die Furcht vor dem Tode. Sie fürchtet etwas, was ganz unvermeidlich ist, und wovor wir keinen Augenblick sicher seyn können; sie geniesst jede Freude mit Angst und Zittern; sie verbietet sich alles, weil alles ein Vehikel des Todes werden kann, und so über dieser ewigen Besorgniss, das Leben zu verlieren, verliert sie es wirklich. Keiner, der den Tod fürchtete, hat ein hohes Alter erreicht.

Chr. W. Hufeland. (Die Kunst, das menschl. Leb. zu verläng. S. 393 u. f. Jena. 1797. 8.)

Liebe das Leben und fürchte den Tod nicht, das ist das Gesetz und die Propheten, die einzige wahre Seelenbestimmung, um glücklich und alt zu werden. Denn auch auf das Glück des Lebens mag der nur Verzicht thun, der den Tod fürchtet. Kein Genuss ist bey ihm rein, immer mischt sich jene Todes-Idee mit ein, er ist beständig wie einer, der verfolgt wird, der Feind sitzt ihm immer auf den Fersen. Und dennoch gibt es so unzählige

Menschen, die diese Gemüthskrankheit nicht los werden können. Für diese will ich hier einige Regeln angeben, die, wenn sie auch gleich keine metaphysische Tiefe haben sollten, ich doch als recht gute Hausmittel gegen die Todesfurcht empfehlen kann, die ich aus Erfahrung als sehr wirksam kenne.

1) Man mache sich mit dem Gedanken an den Tod recht bekannt. Nur der ist in meinen Augen glücklich, der diesem unentfliehbaren Feinde so oft recht nahe und beherzt in die Augen gesehen hat, daſs er ihm durch lange Gewohnheit endlich gleichgültig wird. Wie sehr täuschen sich die, die in der Entfernung des Gedankens an den Tod dieſs Mittel gegen die Todesfurcht zu finden glauben! Ehe sie sich's versehen, mitten in der lachendsten Freude wird der Gedanke sie überraschen, und sie desto fürchterlicher erschüttern, je mehr er ihnen fremd ist. Genug,

ich kann nur den für glücklich erklären, der es dahin gebracht hat, mitten im Freudengenuſs ſich den Tod zu denken, ohne dadurch geſtört zu werden, und man glaube mir es auf meine Erfahrung, daſs man durch öftere Bekanntmachung mit dieſer Idee und durch Milderung ihrer Vorſtellungsart es darin zuletzt zu einer auſserordentlichen Gleichgültigkeit bringen kann. — *Wer den Tod nicht mehr fürchtet, der allein iſt frey; es iſt nichts mehr, was ihn feſſeln, ängſtigen oder unglücklich machen könnte. Seine Seele füllt ſich mit hohem unerſchütterlichen Muthe, der ſelbſt die Lebenskraft ſtärkt, und dadurch ſelbſt ein poſitives Mittel wird, ihn zu entfernen.*

Noch hat dieſe Gewohnheit einen nicht unwichtigen Nebennutzen. Sie iſt auch ein vortreffliches Hausmittel, tugendhaft und rechtſchaffen zu bleiben. Bey jedem zweifelhaften Falle, bey jeder Frage,

ob etwas recht oder unrecht ſey, denke man ſich nur gleich an die letzte Stunde des Lebens hin, und frage ſich: würdeſt du da ſo oder ſo handeln, würdeſt du da wünſchen, ſo oder ſo gehandelt zu haben? Eine Freude, ein Lebensgenuſs, wobey man ruhig an den Tod denken kann, iſt gewiſs unſchuldig. —

2) Mancher fürchtet weit weniger den Tod, als die Operation des Sterbens. Da macht man ſich die allerſonderbarſten Begriffe von der letzten Todesnoth, der gewaltſamen Trennung der Seele von ihrem Körper und dgl. mehr. Aber dieſs alles iſt völlig ungegründet. Gewiſs hat noch kein Menſch das Sterben ſelbſt empfunden, und eben ſo bewuſstlos, wie wir ins Leben treten, eben ſo treten wir wieder heraus. Anfang und Ende flieſsen hier wieder zuſammen. Meine Beweiſe ſind folgende: Zuerſt kann der Menſch keine Empfindung vom Sterben haben,

denn Sterben heifst nichts anders, als die Lebenskraft verlieren, und diese ist es eben, wodurch die Seele ihren Körper empfindet; in demselben Verhältnifs also, als sich die Lebenskraft verliert, verliert sich auch die Empfindungskraft und das Bewufstseyn; und wir können das Leben nicht verlieren, ohne zugleich oder noch eher (denn es gehören dazu zartere Organe) auch das Gefühl des Lebens zu verlieren. Und dann lehrt es auch die Erfahrung. Alle die, welche den ersten Grad des Todes erlitten und wieder zum Leben zurück gerufen wurden, versichern einstimmig, dafs sie nichts vom Sterben gefühlt haben, sondern in Ohnmacht, in Bewufstlosigkeit versunken sind. — Man lasse sich nicht durch die Zuckungen, das Röcheln, die scheinbare Todesangst irre machen, die man bey manchen Sterbenden sieht. Diese Zufälle sind nur ängstlich für den Zuschauer, nicht für den Sterbenden, der davon nichts empfindet. —

3) Man denke ſich das Leben immer als das, was es iſt, als einen Mittelzuſtand (der noch nicht ſelbſt Zweck, ſondern nur Mittel zum Zweck iſt, wie die tauſendfachen Unvollkommenheiten deſſelben hinlänglich beweiſen), als eine Periode der Entwicklung und Vorbereitung, als ein Fragment unſerer Exiſtenz, durch das wir bloſs zu andern Perioden übergehen und reifen ſollen. Kann uns denn der Gedanke wohl ſchrecklich ſeyn, dieſen Uebergang wirklich zu machen, aus dieſem Mittelzuſtande, aus dieſer räthſelhaften, zweifelsvollen, nie ganz befriedigenden Exiſtenz, zu einer andern heraus zu treten? Ganz ruhig und furchtlos können wir uns dann wieder dem höhern Weſen überlaſſen, was uns eben ſo, ohne unſer Zuthun, auf dieſen Schauplatz ſetzte, und von ihm die fernere Leitung unſers Schickſals erwarten.

4) Auch wird der Gedanke an die Vorausgegangenen die Todesfurcht ſehr

mildern, an den Zirkel der Lieben, die unsern Herzen nahe waren und es noch immer sind, und die uns gleichsam aus jenem dunkeln Lande freundlich zuwinken.

* * *

An dem Gesetz des Todes hängt das Gesetz der Erzeugung; an der fortdauernden allmähligen Verminderung des Geschlechts die Möglichkeit seiner fortdauernden allmähligen Vermehrung. *Und so ist denn der Tod der erste, der gröfste Wohlthäter des Lebens.* Denn nur durch ihn ist die Liebe da, die Schöpferinn unserer süfsesten Freuden und unserer edelsten Vorzüge; nur durch ihn sind die einzelnen theuren Bande häuslicher Gesellschaften da, und das grofse der bürgerlichen Gesellschaft, das alle jene einzelnen Bande zusammenfafst, und sie in einen Knoten verschlingt; nur durch ihn ist jeder Vorzug des Geistes und Herzens da,

Engel. (Der Philos. für die Welt. Th. III. S. 228 f.)

der uns über den einſamen Wilden emporhebt, jede Verfeinerung und Veredlung durch Umgang, Wiſſenſchaft, Kunſt, jede ſanfte, jede menſchliche Tugend. —

* * *

M.A.Weikard. (Der philoſ. Arzt. Bd. I. S. 200 u. f. Neue Aufl. Frankf. a.M. 1798. 8.)

„*Es iſt* ein unvermeidliches Schickſal — *primum ſtatutum in magna charta* — es iſt eine immerwährende Parlamentsacte, mein lieber Bruder,“ ſagte der alte *Shandy*, — „*alles muſs ſterben.*“ Aber es iſt doch dieſer Unterſchied, daſs Einige mit kaltſinniger Gleichgültigkeit, Andere mit Angſt und Unruhe, Andere mit Ueberlegung und Zufriedenheit dem Tode entgegen ſehen. Ich habe von jeder Klaſſe Leute ſterben geſehen. Einige ſcherzten, ſo zu ſagen, bis auf den letzten Athemzug; Andere ergaben ſich in den Willen des Schöpfers, dem es etwa gefällig wäre, ſie von der Welt abzufordern; Andere ſtarben in dummer Gleichgültigkeit. Einige bebten vor dem Gedanken des Todes, und ſchrien, ſo lange ſie ſich gegenwärtig waren, um Hülfe. —

Ich habe mehrmahl die gröſste Wirkung von Erziehung und Gewohnheit auch auf dem Sterbebette wahrgenommen. Leute, die in ihrem Leben luſtig und entſchloſſen waren, konnten ſich eben ſo leicht bey der Ankündigung des Todes faſſen. — *Rabelais* ſcherzte, bis er ſtarb. Der leichtſinnige *Petronius* ſtarb, wie er gelebt hatte. *Thomas Morus* war luſtig bis auf den Richtplatz; er reichte ſeinen Kopf munter dar. —

Andere haben ſich dem Tode aus philoſophiſcher Groſsmuth ergeben. Sie kennen die Unbilligkeit der Verfolgungen der Welt, die Beſchwerniſſe des Lebens, die Nothwendigkeit des Sterbens; ſie ſtellen ſich den Schöpfer als einen gütigen Vater vor. Aus ſolchen Gründen ſehen ſie dem Ende des Lebens eben mit ſolcher Gelaſſenheit entgegen, als ein philoſophiſcher Miniſter, nach dem Tode ſeines Herrn, ſich in ſeine Entfernung vom Hofe zu

finden weiſs. Man hat vielleicht noch nirgendwo und noch zu keiner Zeit ſo häufige Beyſpiele eines philoſophiſchen Todes geſehen, als in neueren Zeiten bey der Franzöſiſchen Nation, ſowohl unter der Guillottine, als auf dem Schlachtfelde. Mit Freuden und ſtolzer Groſsmuth iſt der unſchuldige *Phokion* zum Richtplatze gegangen. *Socrates* war eines wohlgeführten Lebens und einer künftigen Glückſeligkeit überzeugt, daher rührte ſeine groſsmüthige Todesart. So ſterben Philoſophen und wahre Helden!

* * *

Bürger. (Die Tode etc. in ſein. ſämmtlichen Schriften, herausgeg. von *Reinhard.* Bd. II. Göttingen, 1796. 8.)

Für Tugend, Menſchenrecht und Menſchenfreyheit ſterben,
Iſt höchſt erhabner Muth, iſt Welterlöſer - Tod:
Denn nur die göttlichſten der Heldenmenſchen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut roth.

Am höchſten ragt an ihm die groſse
Todesweihe
Für ſein verwandtes Volk, ſein Vaterland
hinan.
Dreyhundert Sparter ziehn in dieſer Hel-
denreihe
Durchs Thor der Ewigkeit den Uebrigen
voran.

So groſs iſt auch der Tod für einen
guten Fürſten,
Mit Zepter, Wag' und Schwert in tugend-
hafter Hand.
Wohl mag der Edeln Muth nach ſolchem
Tode dürſten:
Denn es iſt Tod zugleich für Volk und
Vaterland.

Der Tod für Freund und Kind, und
für die ſüſse Holde
Iſt, wenn nicht immer groſs, doch rüh-
rend ſtets und ſchön.

Denn es ist Todesgang, den, nicht erkauft mit Golde,
Im Drange des Gefühls nur edle Menschen gehn.

* * *

Jean Paul Fr. Richter. (Der 17. Juli, oder *Charlotte Corday.* Ein Taschenb. f. 1801. herausg. v. *Fr. Genz, Jean Paul* u. *J. H. Voss.* Braunschw. S. 138. 22.)

Der Engel im Menschen hat, wie Gott, keine Zeit und Zukunft und kein sinnliches Verhältniss, sondern die Gegenwart der Ewigkeit, er handelt und wächst nicht nach Jahren, und kennt keinen Verlust als den seiner eignen Achtung, nicht den widersprechenden seines Daseyns. — —

Ziehet nur hin auf eure Blutgerüste, unter eure Opferthore, auf eure Tarpejischen Felsen, ihr grossen Seelen über der Erde — schwinget euch kühn auf die schwarzen Flügel des Todesengels, sie werden bunt entglimmen, wenn sie euch berühren und tragen — aber ihr seyd schon hinaufgetragen, *Socrates*, *Leonidas*, *Morus*, und ihr Ewigen alle. —

* * *

Dem Menschen ward ein freyer Lebenssinn. Tiedge. (Urania. S. 193 f.)
Was um ihn ist — es ist dem Daseyn hingegeben;
Dem Menschen nur gab sich das Daseyn hin.
Es ist der Freyheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl erdrückter Ruh erwacht,
Und plötzlich aufspringt, und das Leben,
Wie Bandendruck, hinschleudert in die Nacht.

Den edlen Jüngling *Bion* drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Missethat;
Und als sie schwarz vor seine Seele trat,
Das Daseyn sich um ihn verengte,
Kein Retter seine Hand ihm bot:
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben wegzuwerfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es saust ein Sturm durch alle seine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft und wählt den Tod.

Doch will er nicht zu rasch hinaus ins
Dunkel greifen,
Nicht Stürme sollen ihn darnieder wehn;
Drey Tage soll die That in ihrer Knospe
reifen,
Entschlossen will er untergehn!
Die dritte Nacht erscheint schwarz, wie
die dunkle Pforte,
Der sich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er seinen finstern Weg betrat.
Es rieseln schaudernde Gefühle
Kalt durch sein Herz. Er blickt in die
Natur.
„Noch ein Mahl“ — ruft er aus — „hebt
aus dem Fluthgewühle
Des Lebens sich mein Haupt, und weg
ist meine Spur!
Zum letzten Mahle denn, ihr Himmels-
kerzen,
Zum letzten Mahl blick ich zu euch
hinaus;
Der hohe Weltgeist, der an seinem Herzen

Euch liebend trägt, verstöſst mich nicht
daraus!
Nichts konnte von der Schmach mich
retten,
Nichts, als die Flucht ins sichre Grab.
Noch schuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schoofs hinab.
Ich zaudre noch? schon ist die Mitter-
nacht vorüber!
Und immer zaudr' ich noch? — Der
Tod — ein finstres Wort!
Ach! fiele noch ein Mahl vom stillen
Osten dort
Ein schöner Morgenblick in meine Seel'
herüber:
Vielleicht — vielleicht — — Sey stark, mein
Geist, wir müssen fort! — —"
Den Kampf der Freyheit ehrt, müſst
ihr die That auch tadeln!
Sagt, ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der in der Gefahr, sein Leben zu
entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft?

Das Daseyn fiel uns zu, die Freyheit
wird errungen,
Von der die Tugend lebt. Die Geistes-
freyheit siegt,
Besiegt den Lebenstrieb, wenn *Hehra*,
ganz durchdrungen
Von ihrer Mutterpflicht, zu *Mali's* Ret-
tung fliegt.
Du bebst, du schauderst noch vor jener
Uferstelle,
Wo kühn hinab die sanfte *Hehra* sprang,
Und mit dem Tod und der empörten Welle
Um ihre *Mali* kämpft', und zitternd sie
errang.
Die Geistesfreyheit siegt: ein *Brutus* hört
die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört sie
nicht;
Er fühlt die süfsre Pflicht, und folgt
der höhern Pflicht,
Wenn er mit nassem Blick am Blutaltar
die Söhne
Den fodernden Gesetzen opfern läfst. —

Die Geistesfreyheit hebt den Schwung der
grofsen Seele;
Sie feiert in der Nacht, der dunkeln Ker-
kerhöhle
Des *Socrates* ein lichtes Götterfest.
Es ist nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Athe-
ners,
Dem die Vernunft den Schierlingstrank
erwarb:
Zu frey, sich zu befreyn, nahm er den
Trank und starb.

* * *

Erschüttert steh ich, weiſs nicht, ob
ich ihn
Bejammern, oder preisen soll sein Loos.
Dieſs Eine fühl ich und erkenn' es klar,
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel gröſstes aber ist die Schuld.

Schiller. (Die Braut v. Meſſ. Ein Trauerſp. Tübing. 1803. 8. S. 162.)

* * * *

G. Chrift. Lichtenberg. (Vermifchte Schriften etc. B. II. S. 86. Götting. 1801. 8.)

Wenn nur der Scheidepunkt erft überfchritten wäre! Mein Gott, wie verlangt mich nach dem Augenblick, wo die Zeit für mich aufhören wird, Zeit zu feyn; wo mich der Schoofs des mütterlichen Alls und Nichts wieder aufnehmen wird, in dem ich damahls fchlief, als der Heinberg *) angefpült wurde, als *Epikur*, *Cäfar*, *Lukrez* lebten und fchrieben, und *Spinoza* den gröfsten Gedanken dachte, der noch in eines Menfchen Kopf gekommen ift.

* * *

Klopftock. (An die nachkommend. Freunde B. II. d. Oden. S. 261 u. ff. Leipzig, 1798. 8.)

Unter Blumen, im Dufte des röthlichen Abends, in frohes
Lebens Genufs,
Das, mit glücklicher Täufchung, zu jugendlichem fich dichtet,
Ruh' ich, und denke den Tod.

*) Ein bekannter Berg bey Göttingen.

Wer ſchon öfter als ſiebzig Mahl die Lenze verblühn, ſich
Immer einſamer ſah,
Sollte der Vergeſſer des Todes ſeyn, des Geleiters
In die ſchönere Welt?
Wünſchet' ich mir den Beginn zu erleben des neuen Jahrhunderts;
Wäre der Wunſch nicht ein Thor?
Denn oft ſäumet, zwiſchen dem Tod' und dem Leben, ein Schlummer-
Leben; iſt nicht Leben, nicht Tod!
Und wie würde das mich bewölken, der immer ſich jedem
Schlummer entriſs!
Trennung von den Geliebten, o könnt' ich deiner vergeſſen;
So vergäſs' ich des Todes mit dir.
Doch, nichts Schreckliches hat der Geſtorbne. Nicht den Verwesten
Sehen wir, ſehn nicht Gebein;
Stumme Geſtalt nur erblicken wir, bleiche. Iſt denn des Mayes
Blume nicht auch, und die Lilie weiſs?

Und entfloh nicht die Seele des blumenähnlichen Todten
In die Gefilde des Lichts,
Zu den Bewohnern des Abendsterns, der Winzerin, *Maja's*,
Oder *Apollo's* empor,
Zu der *Arktur*, *Zynosura's*, des *Sirius*, oder der *Aehre*,
Asteropens, *Zeleno's* empor?
Oder vielleicht zu jenes Kometen! der flammend vor Eile,
Einst um die Sonne sich schwang,
Welche der schöneren, die der Erde strahlet, ihn sandte
Auf der unendlichen Bahn.
Glänzender flog der Komet, und beynah der sendenden Sonne
Unaufhaltbar, so schnell
Schwang der liebende sich. Er liebt die Erde. Wie freut er,
Als er endlich näher ihr schwebt,
Da sich des Wiedersehns! Zu der Erde schallt ihm die Stimme
Aus den jungen Hainen hinab,

Aus den Thalen der Hügel, der Berge nicht; und die Winde
Heißt er mit leiserem Fittige wehn:
Alle Stürme sind ihm verstummt, und am ehernen Ufer
Schweigt das geebnete Meer.

* * *

Wie dichtes Waldlaub flattern unsre Tage
Wohlthätig dunkel um den Lebenshain;
Doch fällt ein sanftes Himmelsblau herein
Auf den gesenkten Blick der Klage.
Wir schauen sehnsuchtsvoll empor:
Dann tritt durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart, mit seinem stillen Himmel,
Der Geist der Zukunft leis' hervor,
Berührt uns, wie das Wandeln theurer Manen,
Wenn ein Erinnrungstraum sich um die Seele schwingt;
Er offenbart sich durch ein tiefes Ahnen

Tiedge. (Urania. S. 98 f.)

Des hohen Menschen, der im Menschen liegt,
Und weihet zum Genuſs der höhern Lebensfülle
Die Einsamkeit, die mitten in der Fluth
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verhüllte Friedensinsel ruht.
Da ist das Hochland, da der Blick, um den die hehre
Unendlichkeit in licht gefärbten Nebeln schwebt,
Aus welcher, wie aus grenzenlosem Meere,
Ein helles Morgenland sich nach dem andern hebt.

* * *

Kosegarten. (Poesien etc. Bd. II. S. 326.)

Sink', o Sonne des Lebens, hinunter im röthlichen Westen!
Hinter der Scheidenden strahlt tröstend das Spätroth herauf.
Heiliger Schimmer, du reichst an eines Tages *Aurore*,
Welchen kein Nebel umwölkt, welchen kein Abend beschränkt.

* * *

— Ach, so gern verweilet der himmelgeborne
Geist in der vaterländischen Heimath jenseits der Gräber,
Wo nicht Könige hadern, und keine Krieger verbluten,
Wo kein Dränger plaget und kein Bedrängter erseufzet,
Wo nicht Schmerz und nicht Tod, und ihr, Gräber der Todten! nicht mehr seyd,
Wo Elysium blüht, und paradiesische Wonne
Dich, süsstraurendes Herz, aus der Lethe des Himmels erquicken.

Dan. Jenisch. (Borussias etc. Gesang X. Berlin, 1794. 8.)

* * *

Zum Tode habe ich weit mehr Beyspiele vor mir, als zum Leben. Wer sein Leben zu lieb hat, verliert es, und macht sich von einer Furcht abhängig, die uns von Menschen zu Sklaven entwürdigt. Die Hauptdinge, die ich verlasse, sind es nicht Geschenke der Natur,

Hippel. (Kreuz- und Querzüge etc. Bd. II. Berlin, 1794. 8. S. 258 u. 276.)

die mir nichts nehmen wird, was sie mir nicht reichlich wieder ersetzen sollte? Wer seine Besitzungen als Theile seines Wesens ansieht, versteht weder Tod noch Leben zu schätzen; ich allein gehöre mir, und nichts ist so mein, als ich. Rechter Gebrauch meiner Kräfte und die Ausarbeitung derselben, sind die unsterblichen Güter, die ich jenseits des Grabes mitnehme. —

Wir sind hier, zu leben und zu sterben. — Zu leben ist schwer, zu sterben ist leicht; *doch niemand kann an den Tod weise denken, der nicht weise zu leben versteht.* — — Der Frevler ist ein Knecht des Todes sein Lebenlang; und so nichtswürdig sein Leben ist, so affenartig liebt er es. Was hat er mehr, als die Handvoll Leben, die dem Weisen nichts gilt, dem Unweisen aber alles? Der Edle könnte sich fast freuen, die Ketten abzuschütteln, womit das Leben ihn fesselte; er weiss, es gilt das Land der Freyheit

nach einem Wüſtengange, wo ihm ſo ſelten Manna und Wachteln fallen und friſches Waſſer aus einem Felſen ſpritzt.

* * *

Wir würden alle den Tod ſchöner finden, wenn er unſere Hülle nur entſeelte, nicht zerlegte — ferner, wenn wir die Trauer, die uns geliebte fremde Gräber geben, nicht verwirrend in das Bild des unſrigen übertrügen — ferner, wenn wir uns nicht im Leben ſo recht wie in einem warmen häuslichen eingewohnten Neſte feſt geſeſſen hätten, aus dem wir nicht gern aufwollen in den hohen kalten Himmel — und endlich würden wir den Tod verſchönern, wär' er uns verſagt. Ich träumte einmahl, durch *Swift* entzündet, von einem groſsen Geiſte, der ewig auf die Erde geſchmiedet wäre.

Jean Paul Fr. Richter. (Briefe u. bevorſtehender Lebenslauf. S. 443 u. ff. Gera u. Lpz. 1799. 8.)

Der unſterbliche Alte hatte fünf tiefe Wundenmahle ſeines Unglücks; er war

unglücklich im Frühling, weil uns dieser ewig durch eine höhere Hoffnung erfreuet und tröstet, als der runde Kirchhof der Erde erfüllen kann — er war's vor der Musik, durch welche die ganze Unendlichkeit seines Herzens wach wurde, und der er zurief: „*Sirene*, im langen, „langen Leben fand ich nichts von dem, „was du versprichst;" — er war's vor der Erinnerung der hohen Liebe, die in der hiesigen Welt nur keimen, und erst in der andern blühen kann — er war's vor der Sternen-Nacht, zu deren weit schimmernden Unermeſslichkeit er weinend hinauf klagte: „so leb' ich denn ewig ge„schieden von dir; und daſs große Son„nen- und Erden-Universum steht über „und unter mir, und der Koth einer klei„nen Kugel hält mich fest!" — er war unglücklich vor der Tugend, vor der Wahrheit und vor Gott, weil er wuſste, in welcher Ferne sich der Erdensohn ihnen nähern kann. — — —

Wie in der wühlenden Stunde des Erdbebens, wenn Berge und Städte schwanken und das aufgeworfne Meer in hohen Wellen empor fährt, wie da fürchterlich das Luftmeer und der Himmel stille stehen, *und kein Lüftchen über das Getümmel* weht: so liegt über diesem lauten Leben und über unsern Seufzern und über dem Toben der Völker das Geisterreich stumm und fest eingehüllt, und nichts spricht mit dem einsamen Geist, als er selber. — — Aber der Tod wirft den tauben Körper und dicke Erde weit von uns, und wir stehen frey und hell in der lichten Welt unsers Herzens und unsers Glaubens und unserer Liebe. —

Wenn du nun kommst zu mir, letzter Genius des Lebens: so werd' ich dich, dessen schönes Angesicht und dessen glänzende Flügel so oft an meinem Schreibetisch offen standen, hoff' ich, noch kennen — und wenn ich's nicht mehr könnte,

ſo wäre der Irrthum nur kurz — und ich werde ſagen: nimm nur hin den leichten durchſichtigen Sommernachtsraum des Lebens, weiter iſt nichts da! Und wenn du dann, wie wir ſchon bey kleinern Myſterien thun, das ſcheidende Auge verſchleierſt, und wenn nur noch ein Paar Träume in der leeren Seele wohnen: o ſo werd' ich, wenn ich kann, ſegnend an euch Menſchen denken — denn ich hab' euch gewiſs geliebt — und es wird mich da noch ſchmerzen, daſs du arme ſo oft verwundete Menſchheit noch ſo blutige Entwicklungen zu überſtehen haſt. Wenn die letzte Wolke dann dichter um das Auge zieht: dann kommt, ihr Jugendmorgen und Junusnächte, ich werde die jungen Roſen in euren Händen ſchon kennen — und ihr geſtorbenen Freunde, tretet nahe herbey; denn nur noch das ſchlagende Herz ſteht ja zwiſchen mir und euch — und wenn dann, was das Geſchick doch ſo vielen Scheidenden beſcherte, ein

inneres Tönen und Klingen den entrinnenden Geist begleitete, so würd' er noch über diesem holden Frühling der Ewigkeit, über dieser ersten Erde weinend schweben und wünschen: lebt wohl, ihr Morgen und ihr Abende, ihr reichen Thäler und Berge, ihr Sternennächte, ihr Frühlinge und du ganze liebe Erde! — Und dann hab' ich sie verloren. — O, noch ruht sie so glänzend vor mir, und trägt die untergehende Sonne an ihrem Herzen — der Abend brennt hinter seinen Wolken auf den Bergen — die entfliehenden Lerchen singen dem künftigen Frühling entgegen — aus den vertrockneten Auen grünen die hohen Wintersaaten mit Frühlingssprossen auf — und ich gehöre noch der erfreuenden Erde an — — O, ich will in diesem Vorhof des Seyns noch thun, was der Schwache vermag.

* * *

Hölderlin. (*Hyperion etc.* Bd. I. Tübing. 1797. 8. S. 76 u. f.)

Wir bedauern die Todten, als fühlten sie den Tod, und die Todten haben doch Frieden. Aber das, das ist der Schmerz, dem keiner gleich kommt, das ist unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung, wenn unser Leben seine Bedeutung so verliert, wenn so das Herz sich sagt: du musst hinunter, und nichts bleibt übrig von dir; keine Blume hast du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur daß du sagen könntest: ich lasse eine Spur zurück auf Erden. Ach! und die Seele kann immer so voll Sehnens seyn, bey dem, daß sie so muthlos ist!

* * *

Schiller. (Die Jungfr. v. Orleans. Berlin, 1802. 12. S. 160 f.)

Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen *Talbot*, der die Welt

Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts
übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So
geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des
Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschens-
werth. —

* * *

Der Entschluss, zu sterben, ist die reinste Darstellung der Oberherrschaft des Begriffs über die Natur. In der Natur liegt nur der Trieb, sich zu erhalten, und der Entschluss, zu sterben, ist das gerade Gegentheil dieses Triebes. Jeder mit kalter Besonnenheit ausgeübte Selbstmord — die mehrsten werden in einem Anfalle von Sinnlosigkeit ausgeübt, und über diesen Zustand lässt mit Vernunft sich nichts

Fichte. (Das Syst. d. Sittenl. etc. Jen. 1798. 8. S. 359. u. f.)

ſagen — ein mit kalter Beſonnenheit ausgeübter Selbſtmord iſt eine Ausübung jener Oberherrſchaft, ein Beweis von Seelenſtärke, und erregt, von deiſer Seite angeſehen, nothwendig Achtung, — Muth iſt Entſchloſſenheit, auf die uns unbekannte Zukunft. Da der Selbſtmörder alle Zukunft für ſich vernichtet, ſo kann man ihm nicht eigentlichen Muth zuſchreiben: es ſey denn, daſs er ein Leben nach dem Tode annehme, und dieſem mit dem feſten Entſchluſſe, was ihm dort nur begegnen könne, entweder zu bekämpfen, oder zu ertragen, entgegen gehe.

Welche Seelenſtärke es aber auch erfordern möge, um ſich zum Sterben zu entſchlieſsen, ſo erfordert es doch eine noch weit höhere, ein Leben, das uns von nun an nichts als Leiden erwarten läſst, und das man an ſich für nichts achtet, wenn es auch das freudenvollſte ſeyn könnte, dennoch zu ertragen, um nichts

seiner Unwürdiges zu thun. Ist dort Oberherrschaft des Begriffs über die Natur, so ist hier Oberherrschaft des Begriffs selbst über den Begriff: Autonomie, und absolute Selbstständigkeit des Gedankens. Was außer ihm liegt, liegt außer mir selbst, und geht mich nicht an. Ist jenes der Triumph des Gedankens, so ist dieses der Triumph seines Gesetzes; die reinste Darstellung der Moralität: denn es kann vom Menschen nichts höheres gefordert werden, als daß er ein ihm unerträglich gewordenes Leben dennoch ertrage. Dieser Muth fehlt dem Selbstmörder, und nur in dieser Beziehung kann man ihn muthlos und feige nennen. In Vergleichung mit dem Tugendhaften ist er ein Feiger; in Vergleichung mit dem Niederträchtigen, der der Schande und der Sklaverey sich unterwirft, bloß um das armselige Gefühl seiner Existenz noch einige Jahre fortzusetzen, ist er ein Held.

* * *

Kant. (Grundleg. z. Metaphyſ. d. Sitten. S. 9 u. f.)

Sein Leben zu erhalten, iſt Pflicht, und überdieſs hat Jedermann dazu noch eine unmittelbare Neigung. Aber um deswillen hat die oft ängſtliche Sorgfalt, die der gröſste Theil der Menſchen dafür trägt, doch keinen innern Werth, und die Maxime derſelben keinen moraliſchen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar pflichtmäſsig, aber nicht aus Pflicht. Dagegen, wenn Widerwärtigkeiten und hoffnungsloſer Gram den Geſchmack am Leben gänzlich weggenommen haben; wenn der Unglückliche, ſtark an Seele, über ſein Schickſal mehr entrüſtet als kleinmüthig oder niedergeſchlagen, den Tod wünſcht, und ſein Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Neigung, oder Furcht; ſondern aus Pflicht; alsdann hat ſeine Maxime einen moraliſchen Gehalt.

* * *

Wer traulich sich mit Weib und Kind und Freund
Des Seyns erfreut am blauen Sommertage,
Und nie bezweifelt, dafs nach aller Klage
Im schönen Lande, wo man nicht mehr weint,
Der Tod auf ewig Lieb' und Wohl vereint;
Wer so, statt Leid und Freuden abzuwägen,
Geniefst des reichen Augenblickes Segen,
Der, der nur ist auf dieser Welt zu Haus;
Und ruhig lischt sein Lebensflämmchen aus.

Fr. Bouterwek. (Zenn Phantas. etc. S. 56. Berl. 1792. 8.)

* * *

Häusliches Glück, du bliebst allein von des goldnen Alters
Paradiesischen Freuden zurück auf Erden, und rufest
Oft sie alle vom Himmel zurück, wohin sie geflohen.
Unschuld, fröhlicher Muth, Eintracht und goldene Treue

Val. Wilhelm Neubeck. (Die Gesundbrunnen etc. S. 81 f. Lpz. 1798. 4.)

Ha! sie steigen herab auf morgenröthlichen Wolken,
Gleich den strahlenden Göttergestalten der herrlichen Vorwelt,
Unter dem wirthlichen Dach zu wohnen mit ihren Geweihten.
Friede sichert den Heerd und facht die Glut mit dem Oelzweig,
Daſs sie lodert und flammet gleich *Vesta's* ewigem Feuer.
Himmlische Groſsmuth, reines Vertraun, vollherzige Liebe,
Sind des Hauses Penaten, und freundlich pfleget die Güte
Ihres Altars, und streut in die Flamme köstliches Rauchwerk.
Häusliche Ruh baut unter dem Dach ihr sicheres Nest sich,
Und die Zufriedenheit würzt zum frohen Genusse das Leben.
Heiter und mild naht endlich der Abend, ein freundlicher Herold,

Der den Beglückten verkündet des Tages
verklärteren Aufgang
Drüben in himmlischen Au'n. Die Fackel
des irdischen *Hespers*
Zittert, verlöscht, und mit breitem Gefie-
der decket die Nacht sie,
Bis zum grofsen Erwachen am festlichen
Morgen der Schöpfung.
Alfo fliefset ein klarer, melodisch riefeln-
der Bach hin
Durch ein Ufer, worauf der Lenz aus-
ruht in den Blumen;
Tiefer im Thale verbirgt er fein filbernes
Haupt in der Erde
Kühlem Geklüft, um bald von neuem in
fchöneren Auen
Heller empor zu ftrömen, und über Perlen
und Goldkies
Durch ein Eden zu gleiten, wo rings ein
ewiger Lenz blüht.

* * *

Gleim. (Denkſprüche, angeh. ſ. Ueberſ. von Pythagoras gold. Sprüch. Halberſtadt, 1786. 8.)

So leben, wie man wünſcht zu leben,
Und, ſeines ganzen Lebens ſich bewuſst,
Die Freundeshand dem Tode geben:
So ſterben, das iſt eine Luſt!

* * *

Schiller. (Die Br. v. Meſſ. S. 155.)

Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In ſeinem unvergänglichen Pallaſte
Zu echter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menſchheit zu verzehren.

* * *

J. Dan. Falk. (Die Gebete. S. f. Satiren. zweyte verbeſſ. Aufl. 2. Bdch. S. 24 u. f. Leipz. 1799. 12.)

— — Geſegnet ſeyſt du, Tod,
Sey nochmahls mir gegrüſst, nicht Gothiſches Geſpenſt,
Nein, Friedensbothe mir! Die Leiden von der Wiege
Bis an das Grab, die uns verfolgen, wer ertrüge
Nur hundert Jahre ſie? und ewig, ewig ſo,

Die *Sidney* am Schaffot, die *Kepler* auf
dem Stroh,
Nerone auf dem Thron, und *Belisar* auf
Krücken: —
Ein solch Tollhäuslerspiel Jahrtausende er-
blicken,
Wie, unterläg ihm nicht das arme Men-
schenherz?
O, süsse Hoffnung du, einst allen Gram
und Schmerz,
Der unser Herz beklemmt, im freund-
lich stillen Hafen
Des Grabes, vor dem Sturm geborgen,
zu verschlafen!
Der Nachen ruht im Sand; der Schiffer
hört nicht mehr
Das wogende Geräusch vom hohen Le-
bensmeer;
Der Scheiternden Geschrey, ihr kläglich:
Rette! rette!
Schreckt nicht den Schläfer mehr aus sei-
nem stillen Bette

Von Staub und Moos empor. Ja, wiſſe, *Theophron*,
Und böte Gott mir ſelbſt, umſtrahlt auf ſeinem Thron,
Von aller Glorie der morgenländ'ſchen Dichtung,
In einem Kelche, Tod und ewige Vernichtung,
Und in dem zweyten, hier Unſterblichkeit:
Ich griff' zum Kelche – der Vergeſſenheit.
Doch, Heil uns, Heil! Uns winkt die Heimath in der Ferne;
Nur Staub empfängt der Staub; den Geiſt erwarten Sterne.

* * *

Heydenreich. (Philoſ. Taſchenb. Jahrg. v. 1796. S. 88 u. f. Lpz. 12.)

Wo ſind die zahlloſen Millionen, die hier Hüllen nahmen, und Hüllen ablegten? Der Urſtoff der Hüllen iſt noch da, aber die Unſterblichen ſind verſchwunden. Der Urſtoff hat ſich gefügt in neue Formen, ſich angeſchloſſen an andere Weſen der Erde; der Unſterblichen keiner iſt

noch wiedergekehrt. O! wo ist das unentdeckbare, heilige Land, welchem der Tod die Geister zuführt? Wo wandeln sie in einem neuen Leben, nicht mehr gedrückt von irdischen Fesseln? — Jenseits Raum und Zeit, da ist die Wohnung der Ewigen, dort, wo keine Grenzen mehr sind, wo die Flügel der Zeit nicht hindringen, wo — vermag ich's zu denken? — kein *wo*, und kein *wenn* ist. Auch mich wirst du empfangen, namenloses Jenseits, und dürstend nach Unendlichkeit strebt dir mein ganzes Herz entgegen. Schön ist diese Erde, aber mein Herz gehört ihr nicht an; süss ist das Gefühl des Lebens, aber mein Herz verlangt noch ein anderes Daseyn. — Bebe nicht, grosses, edles Herz, Herz voll unermesslicher Wünsche! Bebe nicht, dass dein Loos Geheimniss ist, dass tiefe Nacht vor dem Gebiete ruht, zu welchem schweigend die Zeit dich hinführen, und dann auf ewig verschwinden wird. Bleibe

dir felbst treu, und Glaube und Hoffnung werden nie von dir weichen. Je mehr du mit dir felbst vertraut wirst, um so muthvoller gehst du den Geheimnissen deiner Zukunft entgegen.

* * *

Friedrich II. von Preußen. (Epistel an den Marschal Keith, am Schlusse — a. d. Franz.)

Laßt uns aus dem Leben ohne Murren weichen, und ohne etwas zu bedauern, indem wir die Welt noch alsdann mit Wohlthaten überhäuft zurücklassen. So verbreitet die Sonne, nachdem sie ihren Tageslauf vollendet hat, noch ein mildes Licht am Himmel; und die letzten Strahlen, die sie in die Lüfte schickt, sind ihre letzten Seufzer für das Wohl der Welt.

* * *

Fried. Herzog Ludwig von Preussen. (Grabschrift, von ihm selbst kurz v. s. Tode verf. aus dem Franz. übers. S. allg. Zeit.

Wanderer!
Gedenke, daß Vollkommenheit nicht wohnet auf Erden.
War ich gleich nicht der Beste der Menschen,
Auch zu den Schlechten gehör' ich nicht.

Lob oder Tadel
Erreichen nicht den,
Der in der Ewigkeit ruht;

Aber süſse Hoffnung
Verſchönt den letzten Augenblick
Dem, der ſeine Pflicht erfüllt':
Sie beglücket mich im Tode.

(Nr. 231. vom Auguſt 1802. Tübing. 4.)

* * *

Es ſcheint der menſchlichen Natur und der Reinigkeit der Sitten gemäſser zu ſeyn: *die Erwartung der künftigen Welt auf die Empfindungen einer wohlgearteten Seele, als umgekehrt ihr Wohlverhalten auf die Hoffnung der andern Welt zu gründen.* —

(Kant. (Träume eines Geiſterſeh. erläut. durch Träume d. Metaph. — in den verm. Schr. Bd. II. S. 345 u. f.)

Laſst uns demnach alle lernende Lehrverfaſſungen von ſo entfernten Gegenſtänden (in Rückſicht der Zukunft) der Speculation und der Sorge müſsiger Köpfe überlaſſen. Sie ſind uns in der That gleichgültig, und der augenblickliche Schein der Gründe für oder dawider mag vielleicht

über den Beyfall der Schulen, schwerlich aber etwas über das künftige Schicksal der Redlichen entscheiden. Es war auch die menschliche Vernunft nicht genugsam dazu beflügelt, daſs sie so hohe Wolken theilen sollte, die uns die Geheimniſſe der andern Welt aus den Augen ziehen, und den Wiſsbegierigen, die sich nach derselben so angelegentlich erkundigen, kann man den einfältigen, aber sehr natürlichen Bescheid geben: daſs es wohl am rathsamsten sey, *wenn sie sich zu gedulden beliebten, bis sie werden dahin kommen.* Da aber unser Schicksal in der künftigen Welt vermuthlich sehr darauf ankommen mag, wie wir unsern Posten in der gegenwärtigen verwaltet haben, so schlieſse ich mit demjenigen, was *Voltaire* seinen ehrlichen *Candide*, nach so viel unnützen Schulstreitigkeiten, zum Beschluſse sagen läſst: *laſst uns unser Glück besorgen, in den Garten gehen und arbeiten!*

* * *

Man follte die Menfchen von der Begierde, ihr Schickfal in jenem Leben zu wiffen, eben fo abhalten, als man ihnen abräth, zu forfchen, was ihr Schickfal in diefem Leben fey. So viel fängt man ziemlich an zu erkennen, dafs dem Menfchen mit der Wiffenfchaft des Zukünftigen wenig gedient fey; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menfchen, ihr Schickfal in diefem Leben zu wiffen, geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unferm Schickfal in jenem Leben zu wiffen, eben fo verdächtig zu machen?

Leffing. (Leben und Nachlafs. Thl. II. S. 243. Berl. 1795. 8.)

Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen (wie ich an *Oedipus* zeigen kann) durch fchickliche Erdichtungen die Alten vorbeugen mufsten, find grofs; aber noch weit gröfser find die, welche aus der andern entfpringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das

gegenwärtige. *Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?*

* * *

Schiller. (Ueb. d. ästhet. Erziehung des Menschen. 24. Brief. Th. III. d. klein. prosaisch. Schrift. S. 254 ff. Lpz. 1801. 8.)

Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit sich einschließt, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört, im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen, und bloß auf sein Individuum sich begrenzen: so wird er durch jene Forderung bloß veranlaßt, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahiren; ins Endlose auszudehnen, anstatt

nach Form, nach einem unversiegenden Stoff; anstatt nach dem Unveränderlichen, nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nehmliche Trieb, der ihn, auf sein Denken und Thun angewendet, zur Wahrheit und Moralität führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein absolutes Bedürfniß hervor. Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich erntet, sind also Sorge und Furcht; beydes Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstande vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingte Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstande haben. Eine grenzenlose Dauer

des Daseyns und Wohlseyns, bloß um des Daseyns und Wohlseyns willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäußerung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beschränktheit des Thieres, vor welchem er nun bloß den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über dem Streben in die Ferne den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne jedoch in der ganzen grenzenlosen Ferne je etwas anderes als die Gegenwart zu suchen.

* * *

Herder. (Vom Wissen und Nichtwiss. der Zukunft, in d. zerstr. Blätt. Th. VI. S. 222 u. ff.)

Wer im mindesten auf die Veranstaltungen gemerkt hat, mit denen die Natur in diesem Leben ein werdendes Geschöpf ins Leben fördert, und es darin empfängt, würde sich für den ärgsten Thoren halten, wenn er auf die Veran-

ſtaltungen der Natur zum Empfang in ein anderes Leben nur rathen wollte. Hätte ein Menſch die Naturgeſetze der Erzeugung, Geburt und Fortpflanzung der Weſen von der Pflanze an bis zum Menſchen hinauf nicht vor ſich, und ſollte ſie *a priori* errathen; welches Geſetz würde er errathen? Würde ihm der von der Natur genommene Gang nicht vielmehr unglaublich ſcheinen? Und doch iſt in der phyſiſchen Natur dieſs der merkbarſte aller Triebe, auf den alles angelegt iſt, dem alles dienet; denn eben der iſt's, der das Kreisrad der Schöpfung im Gange erhält, und die Welt vor dem Tode bewahret. Ins Reich der inneren Kräfte, ins eigentliche Diſpenſatorium des Lebens zu dringen, iſt keinem Sterblichen gelungen; es wird ihm auch nie gelingen, da die Schranken unſrer Organe uns deutlich vorſtehen. — Wie thöricht-verloren wäre alſo jeder Gedanke, der die Geburt der Seelen in eine andre Welt auch

nur traumweise beschreiben wollte! Die scharfsinnigsten Köpfe, die sich hiermit abgaben, auf wie kindische Einbildungen sind sie gerathen! Der uns ungefragt hieher gebracht und für das Werden in diese Welt einen so unerwarteten Plan ersonnen hat, wird uns auch in eine andere Welt hinüber zu fördern wissen, wenn er unser bedarf. Was wissen wir? Das uns empfangende Medium kann bereit seyn, sobald sich unser Auge schliesst, und die Kräfte der Natur sind sich allenthalben allgenugsam. — Wir dürfen für sie nicht messen und zählen.

Aber, wie wir hinüber gehen? die *Nemesis* in unserm Herzen, die mit uns geht, sie stellet die Frage. Denn wenn Bewusstseyn nicht mit uns ginge, so lohnte es der Frage gar nicht; wir hätten sodann das Schicksal des zersplitterten Steins, der verweheten Asche. Wenn also vom zukünftigen Leben geredet werden soll,

müſſen wir's als **Fortleitung und Reſultat**, als die umgekehrte Blattſeite dieſes **Lebens** betrachten; und ſo kann es wohl nicht gleichgültig ſeyn, was wir hier in unſer Buch ſchrieben? welchen lebensſchwangern Keim der Zukunft wir mit uns nehmen? In einem Augenblick zu einer entgegengeſetzten Natur verändert zu werden, kann Niemand erwarten.

Alſo nehmen wir, wenn ſich der Faden fortſpinnet, uns, **wie wir ſind**, hinüber, und der Einſchlag der Zukunft geſchieht in und nach dem Gewebe, das wir mit uns brachten.

Mithin ſchuldlos und heiter von dannen zu gehen, keinen Ankläger und Rächer im Buſen mit ſich zu tragen, müſste jedes Vernünftigen Wunſch und Beſtreben ſeyn, geſetzt ſogar, daſs er ſich mit ſeinem Beſtreben täuſchte. Er iſt nicht getäuſcht; er hat den höchſten Wunſch erreicht, der in ſeiner Laufbahn zu erreichen

war; er steht mit heiterm Blick und Zurückblick als Sieger ruhig am Ziele.

* *

Tiedge. (Urania, S. 79 ff.)

Der Mensch, der, in sich niederschauend,
Ein hohes Seyn in seinem Busen trägt,
Ist mehr, als Form; selbst bildend, selber bauend,
Ist er's, der eine Welt in seinem Geiste trägt;
In ihm ragt dieß umfangende Gewölbe
Durch die Unendlichkeit hinauf;
Erlischt dieß hohe Seyn: wo flammt es als dasselbe,
Mit allem, was es war, wo flammt es wieder auf?
Und doch wirft eine leichte Wunde,
Ein böser Hauch der Luft den Menschen in das Grab;
Er stirbt mit jeder Lust, und eine jede Stunde
Reißt einen Theil von seinem Daseyn ab.

Von einem Tode schleicht zum andern,
Das Leben hin, das stets sich selbst vermisst;
Und warum muſs der Mensch durch tausend Tode wandern? —
Weil auch ein tausendfaches Leben ist.
Durch Tode soll er leben lernen.
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich auf;
Die Sonn' erlischt, zu tausend Sonnensternen
Winkt uns die dunkle Nacht hinauf.

Verlaſs den Laubensitz voll abgefallner Blätter,
Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die Natur,
Dieſs groſse Lied von Gott, dieſs Heldenlied für Götter:
Und fühle deine eigne Götterspur!
Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet,

Wir ahnen einen großen Sinn;
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreis't:
O, welche Fluth des Seyns! die tiefen Wogen schlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geist;
Bedeutungsvoll und innig spiegelt
Sich mehr als eine Welt in deinem Busen ab,
Wenn sich das Heiligthum der Nacht vor dir entriegelt;
Und weihend steigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen bist.
Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren ist.

* * *

Was von dem Himmel stammt, was uns zu dem Himmel erhebet,
Ist für den Tod zu groſs, ist für die Erde zu rein.

Der Verf. der Antigone. (Elsenberg. 1803. 8. S. 122.

* * *

O! es ist der erhabenste Gedanke unter allen: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, unser gemeinsames Brudergeschlecht weiser und glücklicher zu machen, nie vollendet haben; ich kann also, so gewiſs die Uebernehmung derselben meine Bestimmung ist, ich kann nie aufhören zu wirken, und mithin nie aufhören zu seyn. Das, was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk soll vollendet werden; und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin ist meinem Daseyn keine Zeit bestimmt, — und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernehmung jener groſsen Aufgabe die Ewigkeit an mich gerissen. Ich hebe

Fichte. (Einige Vorles. üb. d. Best. des Gelehrt. S. 69 u. f. Jena u. Lpz. 1794. 8.)

mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felsengebirge, und zu dem tobenden Wassersturz, und zu den krachenden, in einem Feuermeere schwimmenden Wolken, und sage: ich bin ewig, und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du, Erde, und du, Himmel, vermischt euch in wildem Tumulte, und ihr, Elemente alle, — schäumet und tobet, und zerreibet im wilden Kampfe das letzte Sonnenstäubchen des Körpers, den ich mein nenne; — mein Wille allein mit seinem festen Plane soll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls schweben; denn ich habe meine Bestimmung ergriffen, und die ist dauernder, als ihr; *sie ist ewig, und ich bin ewig, wie sie.*

* * *

Salis. (Vernunft u. Glaube. Gedicht. S. 115. d. angez. Aufl.)

Nur das Dunkel der Nacht enthüllt uns die höheren Welten,
Blendendes Sonnenlicht deckt sie mit nichtiger Luft.

Alſo Vernunft: Die Erderleuchterin hellet
die Nähe,
Aber verbirgt uns das Land, welches
dem Glauben nur ſtrahlt.

* * *

Mir lächelte die Welt,
Ich pflückte ihre Blumen,
Ich klimmte ihre Berg' empor,
Und breitete vom hohen luftigen Gipfel
Die Arme liebend aus.

Ach! aber ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wo werd' ich finden, was ich ſuche?“

Ich ſank in Freundes Arm,
Ich nannt ihn zärtlich Bruder!
An ſeinem Buſen floſſen meine Thränen,
An ſeinem Herzen ſchwieg mein Gram!
Der Tod zerriſs den Bund vertrauter Seelen,
Das Grab verſchlang mein Leben und mein
Glück —

Auguſt Mahlmann. (Biographie e. Engels, im Alm. u. Taſchenb. z. geſ. Vergnüg. herausgeg. von *Becker* f. d. J. 1801. Leipz. S. 99 u. f. 12.)

Und ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wenn werd' ich finden, was ich suche?“

Die Liebe trat zu dem Verlaſsnen,
Die Liebe ſprach: „ich helfe dir!“
Und feſt umſchlang mit zarten Armen
Ein ewig theures Weſen mich.
Du ſchönes Licht in meiner Nacht!
Mein Engel in der Lebenswüſte,
Du ſchwandeſt, wie ein Traumgeſicht!

Und ein unendlich Sehnen zog
Zu einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Ich finde nimmer, was ich ſuche!“

Der Sturm, der tief das Herz bewegt,
Wenn endet er?
Die Sehnſucht, die verlaſſen weint,
Wenn findet ſie?

In ſtiller Nacht bey Sternenſchein
Kommt Ruh in meine Seele.

Gott schrieb des Glaubens Flammenschrift,
Der Hoffnung tröstungsvolle Worte,
An das Gewölbe seiner Nacht!
Dort ist die Gegend, wo hinauf
Mich rastlos ein unendlich Sehnen zieht!
Dort werd' ich finden, was ich suche.

* * *

Um Ort und Stunde deines künftigen Daseyns gieb dir keine Mühe; die Sonne, die deinem Tage leuchtet, misset dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft, und verdunkelt dir so lange alle himmlische Sterne. So bald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größern Gestalt: die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagest und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten, und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf. Da sind Wohnungen, Welten und Räume. —

Herder. (Ideen z. Philosoph. d. Gesch. der Menschh. Th. I. S. 316 u. f. 4.)

In voller Jugend glänzen ſie,
Da ſchon Jahrtauſende vergangen:
Der Zeiten Wechſel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter unſerm Blick
Verfällt, vergeht, verſchwindet alles:
Der Erde Pracht, der Erde Glück
Droht eine Zeit des Falles.

Sie ſelbſt wird nicht mehr ſeyn, wenn du noch ſeyn wirſt, und in andern Wohnplätzen und Organiſationen Gott und ſeine Schöpfung genieſseſt. Du haſt auf ihr viel Gutes genoſſen. Du gelangteſt auf ihr zu der Organiſation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich ſchauen lernteſt. Suche ſie alſo vergnügt zu verlaſſen, und ſegne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unſterblichkeit ſpielteſt, und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdeſt. Du haſt weiter kein Anrecht an ſie: ſie hat kein

Anrecht an dich: mit dem Hut der Freyheit gekrönt, und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setze fröhlich deinen Wanderstab weiter.

* * *

Sollte die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punkt des Weltraumes, an unsere Erde, jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemahls von den übrigen Wundern der Schöpfung eines näheren Anschauens theilhaftig werden? Wer weiss, ist es ihr nicht zugedacht, dass sie dereinst jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes, und die Trefflichkeit ihrer Anstalten, die schon von weitem ihre Neugierde so reitzen, von nahem soll kennen lernen? Vielleicht bilden sich darum noch einige Kugeln des Planetensystems aus, um nach vollendetem Ablaufe der Zeit, die unserm Aufenthalte

Kant. (Allg. Naturgesch. u. Theor. d. Himmels, in d. vermischten Schr. Bd I. S. 518 ff. Halle, 1799.)

allhier vorgeſchrieben iſt, uns in andern Himmeln neue Wohnplätze zu bereiten. Wer weiſs, laufen nicht jene Trabanten um den Jupiter, um uns dereinſt zu leuchten? —

Es iſt erlaubt, es iſt anſtändig, ſich mit dergleichen Vorſtellungen zu beluſtigen; allein niemand wird die Hoffnung des Künftigen auf ſo unſichere Bilder der Einbildungskraft gründen. *Nachdem die Eitelkeit ihren Antheil an der menſchlichen Natur wird abgefordert haben; ſo wird der unſterbliche Geiſt, mit einem ſchnellen Schwunge, ſich über alles, was endlich iſt, emporſchwingen, und in einem neuen Verhältniſſe gegen die ganze Natur, welche aus einer nähern Verbindung mit dem höchſten Weſen entſpringet, ſein Daſeyn fortſetzen.* Forthin wird die erhöhete Natur, welche die Quelle der Glückſeligkeit in ſich ſelber hat, ſich nicht mehr unter den äuſseren Gegenſtänden zerſtreuen, um eine

Beruhigung bey ihnen zu suchen. Der gesammte Inbegriff der Geschöpfe, welcher eine nothwendige Uebereinstimmung zum Wohlgefallen des höchsten Urwesens hat, muss auch sie zu dem seinigen haben, und wird sie nicht anders, als mit immerwährender Zufriedenheit, rühren.

In der That, wenn man mit solchen Betrachtungen sein Gemüth erfüllet hat; so giebt der Anblick eines bestirnten Himmels, bey einer heitern Nacht, eine Art des Vergnügens, welches nur edle Seelen empfinden. *Bey der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne, redet das verborgene Erkenntnissvermögen des unsterblichen Geistes eine unnennbare Sprache, und giebt unausgewickelte Begriffe, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen.* Wenn es unter den denkenden Geschöpfen dieses Planeten niederträchtige Wesen giebt, die, ungeachtet aller Reitzungen, womit ein so grosser Gegenstand sie anlocken kann,

dennoch im Stande sind, sich fest an die Dienstbarkeit der Eitelkeit zu heften: wie unglücklich ist diese Kugel, dass sie so elende Geschöpfe hat erziehen können! Wie glücklich aber ist sie anderer Seits, da ihr unter den allerannehmungswürdigsten Bedingungen ein Weg eröffnet ist, zu einer Glückseligkeit und Hoheit zu gelangen, welche unendlich weit über die Vorzüge erhaben ist, die die allervortheilhafteste Einrichtung der Natur in allen Weltkörpern erreichen kann!

* * *

Herder. (Ueb. d. Seelenwanderung, in d. zerstr. Blätt. Thl. I. zweyte Ausg. S. 265 u. f. Gotha, 1791.)

Unterm stillen Blick der Sterne, vom Angesicht des vertraulichen Mondes, sind auch Ahndungen in jene für uns unübersehbare Ferne so groſs, so erhebend! Denken Sie einen Augenblick, mein Freund, daſs unser Sternengebäude, dem moralischen Zustande seiner Bewohner nach, so zusammen verbunden wäre, wie es seinem physischen Zustande nach un-

ſtreitig zuſammen verbunden, und nur ein ſchweſterlicher Chor iſt, der in verſchiedenen Tönen und Proportionen, aber in der Harmonie Einer Kraft, ſeinen Schöpfer lobet; denken Sie, daſs vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen der Geſchöpfe, wie des Lichts, der Entfernung, der Maſſen, der Kräfte gebe (und nichts iſt wahrſcheinlicher als dieſes); ſetzen Sie die Sonne nun als den groſsen Verſammlungsort aller Weſen des Syſtems, das ſie beherrſcht, ſo wie ſie ja auch die Königin alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit iſt, die ſie überall den Geſchöpfen gradweiſe mittheilet; ſehen Sie die groſse Leiter, die alles hinaufklimmt, und den weiten Weg, den wir noch zu machen haben, ehe wir zum Mittelpunkt und Vaterlande deſſen kommen, was wir nur in unſerm Sternenſyſtem Wahrheit, Licht, Liebe nennen. —

Wir, da unsere Erde so in der Mitte steht, sind vielleicht auch eben solche Mittelgeschöpfe, zwischen der dunkeln Saturnusart und dem leichten Sonnenlichte, dem Quell aller Wahrheit und Schönheit. Unsre Vernunft ist hier wirklich nur noch im ersten Anbruch; und mit unsrer Willensfreyheit und moralischen Energie ist's auch nicht weit her; gut also, daſs wir nicht ewig auf dem Erdplaneten zu weilen haben, wo wahrscheinlich nicht viel aus uns würde.

*   *   *

Tiedge. (Uran. S. 114 f.)

Wie eine Zukunft schaut die Abendwelt,
Sie schaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeschlafnen Tags, wie goldne Träum', umwallen.
Da sich das Zweygestirn, wie schön
Die beyden Sterne dort zusammen
Am Himmel auf und nieder gehn,

Und ewig ſich einander hold umflammen!
Ob wir uns dort wohl wiederſehn?
Die groſse Liebe ſtrahlt da droben ja ſo ſchön,
So ſanft, wie ſie hier unten waltet,
Die unſre Seelen trägt, und Seel' an Seele ſchmiegt,
Und, tauſendfach geliebt und tauſendfach geſtaltet,
Aus einer Seligkeit uns in die andre wiegt.
Die ſichre Bürgſchaft für den Himmel
Iſt doch der Himmel hier in unſrer Bruſt. —
O Freund, ein groſses Wort! es heiligt im Getümmel
Des Lebens den Gewinn, und tröſtet den Verluſt!

* * *

Mich dünkt, wir können und ſollen uns wegen der Zukunft mit einer allgemeinen Antwort begnugen, der Faden bricht nie ab. Wir werden dort fort-

Mendelsſohn. (Anmerk. zu *Abbts* freundſchaftl. Korreſp. S. 31 u. Berl. 1782.)

setzen, was wir hier angefangen, dort vollenden, was hier abgebrochen worden. Alles am Menschen verräth Unendlichkeit. — Will man aber umständlich wissen, unter welcher Gestalt wir fortdauern werden, in welcher Region, mit welchem ätherischen Leibe, mit welcherley Sinnen und Gliedmaßen wir dort leben und weben werden? so tritt die bescheidene Vernunft, mit dem Finger auf dem Munde, zurück. Sie kann über das Umständliche unsers Schicksals für den nächst kommenden Tag keine befriedigende Gewissheit geben; wie sollte sie es in dieser Entfernung, und nach einer solchen Umbildung unsers ganzen Wesens vorher zu sagen wissen, oder nur zu vermuthen wagen?

* * *

Aus: (Pr. f. d. B. d. Menschen. f. Spalding in 6. Th. [illegible] Berl. 1750. 8.)

Dieß kann ich erkennen, daß ich mit allen Geschöpfen zur Ordnung und Eintracht geschaffen bin, und daß bey Zerstörung derselben mein Glück nicht

bestehen könne. — Welchen Theil der Schöpfung ich aber ausmache, wie weit ich und meine Gattung in die Berechnung des Ganzen gekommen seyen? ob wir nirgends eine gegenseitige Gröſse antreffen, die uns aufhält? — Soll ich entscheiden? Nein. Soll ich den Gedanken meiner Fortdauer fahren lassen; die Hoffnung auf die Gestorbenen verlieren? — verlieren! Tröstlicher Gedanke der Unsterblichkeit! wir können dich nicht missen. Stille müssen wir warten, bis der Geber alles Guten und der Herr seiner Geschöpfe jedem unter uns *auf der vorgeschriebenen Höhe seine Befehle zu eröffnen erlaubet.* Lasset uns aber *rechtschaffen und in der Rechtschaffenheit glückselig seyn.*

* * *

Wenn die Vortheile und Nachtheile in einander gerechnet werden, die demjenigen erwachsen können, der nicht allein für die sichtbare Welt, sondern auch für

Kant. (Träume e. Geisterf. in d. vermisch-ten Schr. Bd. II. S. 291 u. f.)

die unsichtbare in gewissem Grade organisirt ist (wofern es jemahls einen solchen gegeben hat); so scheint ein Geschenk von dieser Art demjenigen gleich zu seyn, womit *Juno* den *Tiresias* beehrte, die ihn zuvor blind machte, damit sie ihm die Gabe zu weissagen ertheilen könnte. Denn die anschauende Kenntnifs der andern Welt allhier kann nur erlangt werden, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüfst, welchen man für die gegenwärtige nöthig hat. Ich weifs auch nicht, ob selbst gewisse Philosophen gänzlich von dieser harten Bedingung frey seyn sollten, welche so fleifsig und vertieft ihre metaphysischen Gläser nach jenen entlegenen Gegenden hinrichten, und Wunderdinge von daher zu erzählen wissen. Zum wenigsten misgönne ich ihnen keine von ihren Entdeckungen; nur besorge ich, dafs ihnen irgend ein Mann von gutem Verstande und wenig Feinheit eben dasselbe dürfte zu verstehen geben, was dem

Tycho de Brahe sein Kutscher antwortete, als jener meinte, zur Nachtzeit nach den Sternen den kürzesten Weg fahren zu können: *Guter Herr, auf den Himmel mögt ihr euch wohl verstehen; hier aber auf der Erde seyd ihr ein Narr.*

* * *

Wer die Reise in das unbekannte Land so nahe vor sich hat, wie ich, dem ist ein wenig Vorwitz zu verzeihen, wie es darin aussehe, wie es ihm gefallen, und vornehmlich, wie er wohlbehalten hinein kommen werde. Ernsthaft zu reden, Freund *Hegesias*, es ist natürlich, dass ein Mann von meinem hohen Alter sich mit dem Gedanken an den Tod, und an das, was auf den Tod folgt, vertraut zu machen sucht. — Ich sehe ihm ruhig, oder vielmehr mit dem stillen Verlangen entgegen, womit man einen Freund erwartet, dessen Kommen gewiss, aber der Tag unbestimmt ist. Ich betrachte ihm

Wieland. (Agathodämon, XXXII. Bd. d. sämmtl. Werke. S. 328 u. f. Leipzig. 1799. gr. 8.)

als einen guten Genius, der mich, im schlimmsten Falle, zu einer ewigen Ruhe, aber wahrscheinlich an den Ort meiner künftigen Bestimmung, führen wird. Die schöne Ordnung und weise Zweckmäßigkeit, die ich im Ganzen der Natur regieren sehe, läßt mich keinen Augenblick zweifeln, daß diese Bestimmung meinen Kräften und meiner innern Verfassung angemessen seyn werde. *Dieß ist alles, was ich davon weiß und wissen kann; und es ist zu meiner Beruhigung genug.* Indessen, warum sollt' es der Einbildungskraft, deren eigenthümliches Gebiet das unendliche Reich der Vermuthungen und vermeinten Möglichkeiten ist, nicht erlaubt seyn, weiter zu gehen, und mit harmlosen Träumen, aus helldunkeln Aufblitzungen und Vorgefühlen der künftigen Welt gewebt, die Ungeduld der Erwartung einzuwiegen? Laß es seyn, daß der müde Seefahrer, der nach einer langen Reise wieder Land zu sehen verlangt, bey heiterm

Wetter ein duftiges Luftgebild am fernen Horizont für eine reitzende Insel ansieht; sein Irrthum schadet Niemand, und gewährt ihm einige frohe Augenblicke.

* * *

Reinhold. (Briefe üb. die Kant. Philos. Bd. 1. S. 219f. Lpz. 1790. 8.)

Man trenne von den verschiedenen alten Volkslehren, und den ältesten philosophischen Hypothesen über das Leben nach dem Tode das offenbar Fabelhafte und Widersprechende, das sie sammt und sonders mehr oder weniger mit sich führen, hebe dasjenige heraus, was ihnen sammt und sonders zum Grunde liegt, oder, welches eben so viel ist, sondere alles Gemeinschaftliche von ihnen ab, und setze es, wie billig, auf die Rechnung des gesunden Verstandes; und man wird zuverlässig für den Antheil desselben nicht mehr und nicht weniger übrig behalten, als den *Begriff eines guten oder schlimmen Schicksals nach dem Tode*, welches von dem *sittlichen Wandel vor dem Tode*

bestimmt wird. So sehr jene Fabeln und Hypothesen diesen Begriff verunstaltet haben, so ist es doch augenscheinlich genug, dass sie den Schein von Wahrheit, den jede von ihnen eine Zeit lang behauptet hat, ursprünglich nur ihm allein schuldig seyn, und dass sie, unabhängig von seinem Grunde in der Vernunft, nicht das mindeste zu derjenigen Evidenz beytragen konnten, von welcher seine Verbreitung, die weiter als jede einzelne Volks-Religion und philosophische Sekte reichte, und seine Dauer, durch welche er sie alle überlebte — abhängen musste.

Dieser Begriff also, dessen moralischer Ursprung wohl keinem Zweifel unterworfen seyn kann, liegt derjenigen Ueberzeugung vom zukünftigen Leben zum Grunde, die vor allen historischen Traditionen und metaphysischen Speculationen da war (weil sie dieselben erst veranlasste), sich bey den unaufhörlichen Verän-

derungen derselben unverrückt erhielt, und nach ihnen allen fortdauern muss; nachdem sie jenen Grad von allgemeiner Evidenz erreicht haben wird, zu welchem sie nur auf den Trümmern der Hyperphysik und Metaphysik empor steigen kann.

* * *

Reinigung des Herzens, ***Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden***, das, dünkt mich, ist die wahre *Palingenesie dieses Lebens*, nach der uns gewiss eine fröhliche, höhere, aber uns unbekannte Metempsychose bevorsteht.

Herder. (Ueb. d. Seelenwand. im I. Th. der zerstreu. Bl. S. 307 u. f.)

* * *

— — Nichts begleitet uns hinüber;
Nichts als der gute Schatz, den ihr in euer Herz
Gesammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,

Wieland. (Oberon. Ges. IX. Stanz. 31. im XXIII. Bd. s. sämmtl. W. S. 14°. Leipz. 1796. 8.)

Und die Erinnerung, daſs weder Luſt
noch Schmerz
Euch je vom treuen Hang an eure Pflicht
geſchieden.

* * *

Koſegarten. (Poeſien. Bd. II. S. 323 f.)

Wenige ſchnelle Minuten (wir Sterblichen
nennen ſie Jahre)
Wandeln wir über den Staub, welcher
uns morgen bedeckt.
Wenige holde Geſtalten begegnen uns;
freudig erſchreckend
Zittern wir ihnen ans Herz, ſchmiegen
uns innig an ſie.
Drey Mahl krähet der Hahn; und was, wir
umarmten, iſt Aſche!
Ach, des Entzückens Krampf knickte
das zuckende Herz.
Selig, wer himmelan ſtieg mit Adlerfittig
des Glaubens!
Dieſe blühende Welt ſchrumpfet zum
Stäubchen ihm ein.

Selig, wer über die Nebelgewölke des
Erdballs hinaus ſchaut!
Jenſeits iſt lauteres Blau, jenſeits erquickender Tag.
Selig, wem es gelang, die Stürme des
Innern zu dämpfen!
Stürme von draußen, ihr krümmt nimmer dem Tapfern ein Haar.
Weißeſt du, was mich die Weiſen, die
todten und lebenden, lehrten,
Die von geſtern und heut, die von
Athen und von Rom?
Willſt du die alte und neue und neueſte
Weisheit vernehmen?
Thu, was heiſchet die Pflicht: *duldend*
erwarte, was kommt.

* * *

Raſch tritt der Tod den Menſchen an,
Es iſt ihm keine Friſt gegeben,
Es ſtürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.

Schiller. (*Wilh. Tell.* S. 205. Tüb. 1804. 8.)

Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muſs vor ſeinem Richter ſtehen!

*　*　*

Klopſtock. (An Fanny, Oden. Bd. I. S. 51. Leipz. 1798. gr. 8.)

Einſt wägt, die Wagſchal' in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt miſsklingt,
Tönet in ewigen Harmonien!

*　*　*

Falk. (Die heil. Gräber u. d. Gebete etc. I. Bdchen d. ſatiriſch. Ged. II. Aufl. S. 261 u. f.)

„Wird es, nach der langen Nacht auf Erden,
Nimmer Tag jenſeits der Gräber werden?"
Thor, iſt dieſer kleine Punct die Welt?
— — An jenem groſsen Tage
Löſt ſich jeder Miſsklang. — Duld' und trage!

*　*　*

Conz. (Gedichte, Samml. I. S. 179 u. f.)

Wag', o Geiſt, den Ausflug in die Zonen
Hin, wo Wahrheit, Güte, Schönheit thronen,

Ewig sich der Kelch der Gottheit
füllt;
Freyer blickt sich's hier in jene Ferne;
Zwischen Nebeln blitzen helle Sterne,
Die nur leicht der Zukunft Mantel
hüllt.

Seyn mit dem, der ewig liebet,
Wo Vielleicht an Wirklichkeit
zerfliebet,
Ewig trinken aus der Liebe Quell!
Schönes Jenseits, wo das Licht der
Wahrheit
Ueber Zweifel siegt, und reine Klar-
heit
Tagt in allen Herzen sonnenhell! —

Auch ein Traum — der lieblichste der
Träume,
Süſs, wenn selbst der holden Ahndung
Keime
Nicht noch Frucht dereinst entsprossen
kann!

Aber täuschet Er, der dich uns schenkte?
Dich zum Trost in Menschenherzen senkte?
Hohe Hoffnung, nein! Du bist nicht Wahn!

* * *

Manso. (Zukunft — im Beckerschen Taschenbuch. S. 73 f. Leipz. 1805. 12.

Was harret unser hinter jenen grauen
Gebirgen dort, die feuchter Nebel drückt?
Sind's Wüsteney'n ohn' Ende? sind es Auen,
Vom Licht umstrahlt, mit ew'gem Reitz geschmückt?
Wir möchten gern ins Land der Zukunft schauen,
Und fühlen uns durch nichts so hoch beglückt.
Der Geist versucht, aufstrebend, sein Gefieder;
Allein, ermattend, kehrt er immer wieder.

Was er zurück von seiner Wallfahrt
bringet —
Es ist ein Bild, halb Schatten, halb Gestalt;
Ein Vorgefühl, das, schmeichelnd, ihn
umschlinget;
Ein Ton, der leis' im Innern wiederhallt,
Je kühner er sich in die Wolken
schwinget,
Um zu erspähn, was drüben wogt und
wallt,
Je mehr verwirren, wie im bunten
Traume,
Ihn die Gestalten aus dem fernen Raume.

Er hört, erstaunt, vom Wesen sonder Schranken,
Das rastlos schafft und wirket und erneut;
Vom Samenkorn unsterblicher Gedanken,
Das, wuchernd, in der Erde Schoos gedeiht;

Von Zeugnissen, die wir der Vorwelt danken;
Von Tugendsinn, der seines Lohns sich freut:
Doch, alles wird der Zweifelsucht zum Raube;
Nichts bleibt ihm, als — der Einfalt frommer Glaube.

Ja, glauben soll, nicht wissen, nicht ergründen,
Der Sterbliche, so lang' er diesseits lebt.
Ist Licht sein Theil, er wird es jenseits finden,
Wo sich gewiss auch eine Sonn' erhebt.
Was mangelt uns in diesen Dämmergründen,
Um die der Hoffnung milder Schimmer schwebt?
Sie bietet uns Beruhigung und Frieden.
Zum Glück bedarf das Herz mehr nicht hienieden.

* * *

Ein ſchöner Traum iſt's vom zukünftigen Leben, da man ſich im freundſchaftlichen Genuſs aller der Weiſen und Guten denkt, die je für die Menſchheit wirkten, und mit dem ſüſsen Lohn vollendeter Mühe das höhere Land betraten.

Herder. (Id. z. Phil. d. Geſch. d. Menſch. Th. III. S. 366. Riga, 1787. 4.)

* * *

Wenn es nie tugendhafte Menſchen gegeben hätte, ich wäre erlegen, und hätte verzweifelt, bey der Uebergewalt des Erdſchattens in unſern Herzen. — Aber dieſe groſsen Menſchen haben mich gelehrt, daſs die menſchliche Seele unſterblich ſey, und unüberwindlich, wenn ſie es ſeyn will, und nur den Muth hat, ſich ihrer edlen Haut zu wehren.

Matth. Claudius. (*Asmus*, od. ſämmtliche W. d. *Wandsb. Bothen*, Th. V. S. 15 ff. Hamb. 1790. 8.)

* * *

Ja wohl iſt unſere Erde im Schatten. Aber der Menſch iſt höher als ſein Ort; er ſieht empor und ſchlägt die Flügel ſeiner Seele auf, und wenn die ſechzig Minuten, die wir ſechzig Jahre nennen,

Jean Paul Fr. Richter. (Blumen- Frucht- und Dornenſtücke, I. Bändchen, Berlin, 1796. 8.)

ausgeschlagen haben; so erhebt er sich und entzündet sich steigend, und die Asche seines Gefieders fällt zurück, und die enthüllte Seele kommt allein, ohne Erde und rein wie ein Ton, in der Höhe an — — Hier aber sieht er mitten im verdunkelten Leben die Gebirge der künftigen Welt im Morgengolde einer Sonne stehen, die hienieden nicht aufgeht: so erblickt der Einwohner am Nordpol in der langen Nacht, wo keine Sonne mehr aufsteigt, doch um zwölf Uhr ein vergüldendes Morgenroth an den höchsten Bergen, und er denkt an seinen langen Sommer, wo sie niemahls untergeht.

* * *

(Pestalozzi. (Lienhard und Gertrud, Th. II. Zürich, 17[illegible]. 8. S. 3. [illegible]))

Gott hat die Geheimnisse der Zukunft für den Menschen in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülse wohl sey. Der Nebel, der um uns ist, ist von ihm selbst, und Segen unserer Natur, wenn wir darin ruhen. Wir

verharren unser Inneres, wenn wir dem Schatten entweichen wollen, den Gott um uns gelegt hat. Er hat die Nacht gemacht, wie den Tag; warum willst du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er seine Sonne dir zeiget, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen er sie verborgen, hervor rufen wird?

* * *

Im innigsten Gemüth des Menschen lebt Hoffnung; unsterbliche Hoffnung. Das Nichtseyn, auch mit aller Macht der Phantasie gedacht, giebt keinen Begriff; jeder Mensch von Gefühl, geschweige von menschlicher Gesinnung, sollte sich also scheuen, einen dergleichen Unbegriff, als Phantasma auszuschmücken oder zu prädiciren. Laßt leben, wer leben will; lasset ihn ewig leben. Froh und frey empfehle ich meinen Geist in die Hände des Vaters und entschlafe. —

Herder. (Christliche Schriften — V. Sammlung. Lpz. 1798. 8. S. 129 u. f.)

Einer getrennten Liebe und Freundschaft, einer zerrissenen Familie Glaube und Hoffnung geht über das Grab hinüber.

*　　*　　*

Fichte. (Appellat. a. d. Publik. S. 27 u. f. Jena, 1799. 8.)

Es drängt sich öfters unter den Geschäften und Freuden des Lebens aus der Brust eines jeden nur nicht ganz unedlen Menschen der Seufzer: unmöglich kann ein solches Leben meine wahre Bestimmung seyn, es muss, o es muss noch einen ganz andern Zustand für mich geben! Ein heiliger Mann sagt diess mit besonderer Stärke: sogar die Kreatur möchte sich sehnen mit uns, und seufzen immerdar, dass sie frey werde vom Dienste der Eitelkeit, dem sie unterworfen ist wider ihren Willen. Sage man es, wie man wolle, dieser Ueberdruss an dem Vergänglichen, dieses Sehnen nach einem Höhern, Bessern und Unvergänglichen, liegt unaustilgbar im Gemüthe des Menschen. Eben so unaustilgbar ertönt in ihm die

Stimme, daſs etwas Pflicht ſey und Schuldigkeit, und lediglich darum, weil es Schuldigkeit iſt, gethan werden müſſe. Ergehe es mir auch, wie es immer wolle, ſagt dann der in ſich zurückgetriebene Menſch, ich will meine Pflicht thun, um mir nichts vorzuwerfen zu haben. Durch dieſe Anſicht allein wird ihm das an ſich zum Ekel gewordene menſchliche Thun und Treiben wieder erträglich. Die Pflicht gebeut nun einmahl, ſagt er ſich, daſs ich dieſes Leben fortführe, und in ihm friſch und fröhlich vollbringe, was mir vor die Hand kommt; und ſo wenig Werth auch dieſes Leben um ſein ſelbſt willen für mich hat, ſo ſoll es mir doch um der Pflicht willen heilig ſeyn.

* * *

O Wahrheit! o Schönheit! o Tugend!
Heilige Dreyeinigkeit in des Endlichen Herzen,

Koſegarten. (Unſterblichk. Bd. I. d. Poeſ. S. 104.)

Du zweyte Welt in der erſten,
Du zeugeſt, wer wir ſind, und
wer wir werden!

Ihr Guten und Weiſen und Reinen,
Ihr Seelen ohne Schuld und ohne
Freude,
Ihr Erquetſchten in der Knospe! ihr
Erſtickten in der Blüthe!
Ihr zeuget, wer wir ſind, und
wer wir werden!

* * *

Jean Paul Fr. Richter. (Das Kampaner Thal, od. üb. d. Unterbl. d. Seele, S. 113 u. f. 118 u. ff. 128 u. ff. Erfurt. 1797. 8.)

Das innere Univerſum (der Tugend, der Schönheit und der Wahrheit), das noch herrlicher und bewunderungswerther iſt, als das äuſsere, braucht einen andern Himmel als den über uns, und eine höhere Welt, als ſich an einer Sonne wärmt. Daher ſagt man mit Recht nicht die zweyte Erde oder Weltkugel, ſondern die zweyte Welt, d. h. eine andere jenſeits des Univerſums.

Gione unterbrach mich: „Und jeder Tugendhafte und jeder Weiſe iſt auch zugleich ein Beweis, daſs er ewig lebe.“ — „Und Jeder,“ fügte *Nadine* ſchnell hinzu, „der unverſchuldet leidet.“

Ja, das iſt's, ſagt' ich gerührt, was unſere Lebenslinie durch die lange Zeit hindurchzieht. Der Dreyklang der Tugend, der Wahrheit und der Schönheit, der aus einer Sphärenmuſik genommen iſt, rufet uns aus dieſer dumpfen Erde heraus und rufet uns die Nähe einer melodiſchen zu. Wozu und woher wurden dieſe auſserordentlichen Anlagen und Wünſche in uns gelegt, die bloſs wie verſchluckte Diamanten unſere erdige Hülle langſam zerſchneiden? Warum wurde auf den ſchmutzigen Erdenklos ein Geſchöpf mit unnützen Lichtflügeln geklebt, wenn es in die Geburtsſcholle zurückfaulen ſollte, ohne ſich je mit den ätheriſchen Flügeln loszuwinden? — —

Diese Unförmlichkeit zwischen unserm Wunsche und unserm Verhältniss, zwischen dem Herzen und der Erde bleibt ein Räthsel, wenn wir dauern, und wäre eine Blasphemie, wenn wir schwinden. Ach, wie könnte die schöne Seele glücklich seyn? Fremdlinge, die auf Bergen geboren sind, zehret in niedrigen Gegenden ein unheilbares Heimweh aus — wir gehören für einen höhern Ort, und darum zernaget uns ein ewiges Sehnen, und jede Musik ist unser Schweitzer Kuhreigen. Am Morgen des Lebens sehen wir die Freuden, die den bangen Wunsch der Brust erhören, von uns entfernt aus späten Jahren herüber schimmern; haben wir diese erreicht, so wenden wir uns auf der täuschenden Stätte um, und sehen hinter uns das Glück in der hoffenden kräftigen Jugend blühen, und geniessen nun, statt der Hoffnungen die Erinnerungen der Hoffnungen. So gleicht die Freude auch

darin dem Regenbogen, der am **Morgen** vor uns über den **Abend** ſchimmert, und der **Abends** ſich über den **Oſten** wölbt. — Unſer **Auge** reicht ſo weit als das **Licht**, aber unſer Arm iſt kurz und erreicht nur die Frucht unſers Bodens.

— Und daraus iſt zu folgern?

Nicht, daſs wir unglücklich, ſondern, daſs wir **unſterblich** ſind, und daſs die zweyte Welt in uns, eine zweyte auſser uns fodert und zeigt. Ach, was könnte man über dieſes zweyte Leben, deſſen Anfang ſchon ſo klar im jetzigen iſt, und das uns ſo ſonderbar verdoppelt, nicht ſagen! Warum iſt die Tugend zu erhaben, um uns ſelber und — was noch mehr iſt — **Andere** (ſinnlich-) glücklich zu machen? Warum nimmt mit einer gewiſſen höhern Reinheit des Charakters das Unvermögen zu, der Erde, wie man ſich ausdrückt, Nutzen zu ſchaffen, wie es nach *Herſchel* Sonnen giebt, denen

Erden fehlen? — Warum wird unsere Brust von dem langsamen Fieberfeuer einer unendlichen Liebe für einen unendlichen Gegenstand ausgetrocknet und ausgehöhlt und endlich gebrochen und nur von der Hoffnung gelindert, dafs diese Brustkrankheit wie eine physische einmahl die Eisstücke des Todes überdecken und heben? —

„Nein," sagte *Gione* mit einem bewegtern Auge als Tone, „es ist kein Eis, sondern ein Blitz — wenn das Herz als Opfer auf dem Altare liegt, so fällt das Feuer vom Himmel und zerlegt es, zum Beweis, dafs ihm das Opfer wohlgefallen." — —

Ich fuhr fort, aber alle Schlüsse waren jetzt zu Gefühlen verdichtet. Ja dann, wenn alle Wälder dieser Erde Lusthaine wären, alle Thäler Kampaner, alle Inseln selige, alle Felder elysische, und alle Augen heiter, ja dann —' —

nein, und auch dann hätte der Unendliche und ein Geiſte durch dieſe Seligkeit den Eid ihrer Dauer gethan — aber jetzt, o Gott! da ſo viele Häuſer Trauerhäuſer, ſo viele Felder Schlachtfelder, ſo viele Wangen bleich ſind, da wir vor ſo vielen welken — rothen — zerriſſenen — und geſchloſſenen Augen vorüber gehen: o! könnte jetzt die Gruft, dieſer rettende Hafen, bloß der letzte einſchlingende Strudel ſeyn? Und wenn endlich nach tauſend, tauſend Jahren unſere Erde an der nähern Sonnengluth ausgeſtorben und jeder lebendige Laut auf ihr begraben wäre, könnte da ein unſterblicher Geiſt auf die ſtille Kugel niederſchauen, und den leeren Zeremonien- und Leichenwagen ziehen ſehen und ſagen: „drunten flieht der „Kirchhof des armen Menſchengeſchlechts „in die Krater der Sonne — auf dieſer „Brandſtätte haben einmahl viele Schatten „und Träume und Wachsgeſtalten geweint „und geblutet; aber nun ſind ſie alle

„längst zerschmolzen und verraucht — „fliehe hin in die Sonne, die auch dich „auflöset, stumme Wüste, mit deinen ein„gesogenen Thränen und mit dem ver„trockneten Blute!" — Nein, der zerflochene Wurm darf sich empor krümmen gegen den Schöpfer und sagen: „du hast mich nicht zum Leiden schaffen dürfen."

„Und wer giebt dem Wurm das Recht zu dieser Forderung?" fragte *Karlson.*

Gione sagte sanft: „der Allgütige selber, der uns das Mitleiden giebt und der in uns allen spricht, um uns zu beruhigen, und der ja allein in uns die Ansprüche an ihn und die Hoffnungen auf ihn erschaffen hat."

* * *

Fichte. (Die Bestimm. des Menschen, S. 335 u. ff. Berl. 1800. 8.)

Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tödtendes Princip in der Natur, denn die

Natur ist durchaus lauter Leben; nicht der Tod tödtet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt, und sich entwickelt. Tod und Geburt ist bloss das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen. Und mein Tod könnte etwas anderes seyn — meiner, der ich überhaupt nicht eine blosse Darstellung und Abbildung des Lebens bin, sondern das ursprüngliche, allein wahre und wesentliche Leben in mir selbst trage? — Es ist gar kein möglicher Gedanke, dass die Natur ein Leben vernichten solle, das aus ihr nicht stammt, die Natur, um deren willen nicht ich, sondern die selbst nur um meinetwillen lebt.

Aber selbst mein natürliches Leben, selbst diese blosse Darstellung des innern unsichtbaren Lebens vor dem Blicke des Endlichen, kann sie nicht vernichten,

weil sie sonst sich selbst müsste vernichten können; sie, die bloss für mich und um meinetwillen da ist, und nicht ist, wenn ich nicht bin. Gerade darum, weil sie mich tödtet, muss sie mich neu beleben; es kann nur mein in ihr sich entwickelndes höheres Leben seyn, vor welchem mein gegenwärtiges verschwindet; und das, was der Sterbliche Tod nennt, ist die sichtbare Erscheinung einer zweyten Belebung. Stürbe kein vernünftiges Wesen auf der Erde, das da nun einmahl ihr Licht erblickt hätte, so wäre kein Grund da, eines neuen Himmels und einer neuen Erde zu harren: die einzig mögliche Absicht dieser Natur, Vernunft darzustellen und zu erhalten, wäre schon hienieden erfüllt, und ihr Umkreis wäre geschlossen. Aber der Akt, durch den sie ein freyes selbstständiges Wesen tödtet, ist ihr feyerliches aller Vernunft kundbares Hinüberschreiten über diesen Akt, und über die ganze Sphäre, die sie dadurch

beſchlieſst; die Erſcheinung des Todes iſt der Leiter, an welchem mein geiſtiges Auge zu dem neuen Leben meiner ſelbſt, und einer Natur für mich hinüber gleitet.

Jeder meines Gleichen, der aus der irdiſchen Verbindung heraus-tritt, und der meinem Geiſte nicht für vernichtet gelten kann — denn er iſt meines Gleichen — zieht meinen Gedanken mit ſich hinüber; er *iſt* noch, und ihm gebührt eine Stätte. Indeſs wir hienieden um ihn trauern, ſo wie Trauer ſeyn würde, wenn ſie könnte, im dumpfen Reiche der Bewuſstloſigkeit, wenn ſich ihm ein Menſch zum Lichte der Erdenſonne entreiſst, iſt drüben Freude, daſs der Menſch zu ihrer Welt geboren wurde, ſo wie wir Erdenbürger die Unſrigen mit Freude empfangen. Wenn ich einſt ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude ſeyn; denn die Trauer bleibt in der Sphäre zurück, die ich verlaſſe.

Es verschwindet vor meinem Blicke, und versinkt die Welt, die ich noch so eben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung und des Gedeihens, welche ich in ihr schaue, ist sie doch nur der Vorhang, durch den eine unendlich vollkommnere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem diese sich entwickeln soll. Mein Glaube tritt hinter diesen Vorhang, und erwärmt und belebt diesen Keim. Er sieht nichts Bestimmtes, aber er erwartet mehr, als er hienieden fassen kann und je in der Zeit wird fassen können.

So lebe, und so bin ich, und so bin ich unveränderlich, fest, und vollendet für alle Ewigkeit; denn dieses Seyn ist kein von außen angenommenes, es ist mein eigenes, einiges wahres Seyn und Wesen.

* * *

Die Geschichte des Universum ist die Geschichte des Geisterreichs und die Endabsicht der ersten kann nur in der letzten erkannt werden.

Schelling. (Philosoph. u. Religion, Tübing. 1804. 8. S. 68 ff.)

Die Seele, welche sich unmittelbar auf den Leib bezieht, oder das Producirende desselben ist, unterliegt nothwendig der gleichen Nichtigkeit mit diesem: eben so auch die Seele, so fern sie das Princip des Verstandes ist, weil auch diese sich mittelbar durch die erste auf das Endliche bezieht.* Das wahre Ansich oder Wesen der bloss erscheinenden Seele ist die Idee, oder der ewige Begriff von ihr, der in Gott, und welcher, ihr vereinigt, das Princip der ewigen Erkenntnisse ist. Dass nun dieses ewig ist, ist sogar nur ein identischer Satz. Das zeitliche Daseyn ändert in dem Urbilde nichts, und wie es nicht realer wird dadurch, dass das ihm entsprechende Endliche existirt, so kann es auch durch die Vernichtung

deſſelben nicht weniger real werden oder aufhören, real zu ſeyn.

Dieſes Ewige der Seele aber iſt nicht ewig wegen der Anfang- oder wegen der Endloſigkeit ſeiner Dauer, ſondern es hat überhaupt kein Verhältniſs zu der Zeit. Es kann daher auch nicht unſterblich heiſsen in dem Sinne, in welchem dieſer Begriff den einer individuellen Fortdauer in ſich ſchlieſst. Denn da dieſe nicht ohne die Beziehung auf das Endliche und den Leib gedacht werden kann, ſo wäre Unſterblichkeit in dieſem Sinn wahrhaft nur eine fortgeſetzte Sterblichkeit und keine Befreyung, ſondern eine fortwährende Gefangenſchaft der Seele. Der Wunſch nach Unſterblichkeit in ſolcher Bedeutung ſtammt daher unmittelbar aus der Endlichkeit ab, und kann am wenigſten demjenigen entſtehen, welcher ſchon jetzt bemüht iſt, die Seele ſo viel möglich von dem Leibe zu löſen,

d. h., nach *Socrates*, dem wahrhaft philofophirenden *).

Es ift daher Mifskennen des echten Geiftes der Philofophie, die Unfterblichkeit über die Ewigkeit der Seele und ihr Seyn in der Idee zu fetzen, und wie uns fcheint, klarer Mifsverftand, die Seele im Tode die Sinnlichkeit abftreifen und gleichwohl individuell fortdauern laffen.

Wenn die Verwicklung der Seele mit dem Leibe (welche eigentlich Individualität heifst) die Folge von einer Negation in der Seele felbft und eine Strafe ift, fo wird die Seele nothwendig in dem Verhältnifs ewig, d. h. wahrhaft unfterblich feyn, in welchem fie fich von jener Negation befreyt hat: dagegen ift es nothwendig, dafs die, deren Seelen faft blofs von zeitlichen und vergänglichen Dingen erfüllt und aufgeblafen waren, in einen

*) S. die aus *Platons Phaedo* oben angeführte Stelle.

dem Nichts ähnlichen Zuſtand übergehen, und am meiſten im wahren Sinne ſterblich ſeyen: daher ihre nothwendige und unwillkührliche Furcht vor der Vernichtung, während dagegen in denjenigen, welche ſchon hier von dem Ewigen erfüllt geweſen ſind, und den Dämon in ſich am meiſten befreyt haben, Gewiſsheit der Ewigkeit und nicht nur die Verachtung, ſondern die Liebe des Todes entſteht.

Wird aber die Endlichkeit als das wahre Poſitive, und die Verwicklung mit ihr als die wahre Realität und Exiſtenz geſetzt: ſo werden die erſten, welche ſich von ihr als einer Krankheit am meiſten zu befreyen getrachtet haben, nothwendig am wenigſten (in dieſem Sinne) unſterblich ſeyn; diejenigen hingegen, welche ſich hier auf das Riechen, Schmecken, Sehen, Fühlen und dem Aehnliches eingeſchränkt haben, werden die ihnen

erwünschte Realität ganz vollkommen genießen, und, von Materie trunken, gleichsam am meisten, in ihrem Sinne, fortdauern.

Hat schon die erste Endlichkeit der Seele eine Beziehung auf Freyheit, und ist eine Folge der Selbstheit: so kann auch jeder künftige Zustand der Seele zu dem gegenwärtigen nur in diesem Verhältniß stehen — und *der nothwendige Begriff, durch welchen allein die Gegenwart mit der Zukunft verknüpft wird, ist der der Schuld oder der Reinheit von der Schuld.*

— Da die Selbstheit selber das Producirende des Leibes ist, so schaut jede Seele in dem Maß, in welchem sie mit jener behaftet, den gegenwärtigen Zustand verläßt, sich aufs Neue im Scheinbild an, und bestimmt sich selbst den Ort ihrer Palingenesie, indem sie entweder in den höheren Sphären und auf bessern Sternen ein zweytes weniger der Materie unter-

geordnetes Leben beginnt, oder an noch tiefere Orte verstossen wird: so wie, wenn sie im vorhergehenden Zustande ganz von dem Idol sich gelöst und alles, was bloss auf den Leib sich bezieht, von sich abgesondert hat, sie unmittelbar in das Geschlecht der Ideen zurück kehrt und rein für sich, ohne eine andere Seite, in der Intellectualwelt ewig lebt.

* * *

Hölderlin. (Hyper. Bd. II. S. 102 ff.)

Die Armen, die nichts kennen, als ihr dürftiges Machwerk, die der Noth nur dienen, und den Genius verschmähen, und dich nicht ehren, kindliches Leben der Natur! die mögen vor dem Tode sich fürchten. Ihr Joch ist ihre Welt geworden; Besseres, als ihren Knechtsdienst, kennen sie nicht; scheuen die Götterfreyheit, die der Tod uns giebt.

Ich aber nicht! ich habe mich des Stückwerks überhoben, das die Menschen-

hände gemacht, ich hab' es gefühlt, das Leben der Natur, das höher iſt, denn alle Gedanken — wenn ich auch zur Pflanze würde, wäre denn der Schade ſo groß? —

Ich werde ſeyn. Wie ſollt' ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worin die ewige Liebe, die allen gemein iſt, die Naturen Alle zuſammenhält? wie ſollt' ich ſcheiden aus dem Bunde, der die Weſen alle verknüpft? Der bricht ſo leicht nicht, wie die loſen Bande dieſer Zeit. Der iſt nicht, wie ein Markttag, wo das Volk zuſammen lauft und lärmt und aus einander geht. Nein! bey dem Geiſte, der uns einiget, bey dem Gottesgeiſte, der Jedem eigen iſt, und Allen gemein! nein! nein! im Bunde der Natur iſt Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu ſeyn, göttlicher friedlich mit allem, mit uns. Wir ſterben, um zu leben.

Ich werde ſeyn; ich frage nicht, was ich werde. Zu ſeyn, zu leben, das iſt genug, das iſt die Ehre der Götter; und darum iſt ſich Alles gleich, was nur ein Leben iſt, in der göttlichen Welt, und es giebt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben um einander die Naturen, wie Liebende; ſie haben Alles gemein, Geiſt, Freude und ewige Jugend.

Beſtändigkeit haben die Sterne gewählt, in ſtiller Lebensfülle wallen ſie ſtets und kennen das Alter nicht. Wir ſtellen im Wechſel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien theilen wir die großen Akkorde der Freude. Wie Harfenſpieler um die Thronen der Aelteſten, leben wir, ſelbſt göttlich, um die ſtillen Götter der Welt, mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den ſeligen Ernſt des Sonnengottes und der andern.

Sieh auf in die Welt! Iſt ſie nicht, wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbniſs feyert? und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit ſich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einſt die gefangenen Könige mit ſich geführt? und wir, wir ſind wie die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Geſang, in wechſelnden Geſtalten und Tönen den majeſtätiſchen Zug geleiten.

Nun laſs mich ſchweigen. Mehr zu ſagen, wäre zu viel. Wir werden wohl uns wieder begegnen. —

* * *

Ich nahm mit heiſser Hand *Karlſons* ſeine und ſah ihm mit naſſen Augen in ſein männlich-ſchönes Angeſicht und ſagte: „o *Karlſon*, auf welche blühende groſse Welt werfen Sie einen unermeſslichen Leichenſtein, den keine Zeit abwälzt!

Jean Paul Fr. Richter. (Das Kampaner Thal, S. 133 u. ff.)

Sind zwey Schwierigkeiten*), die sich noch dazu nur auf eine nothwendige Unwissenheit des Menschen gründen, hinreichend, einen Glauben zu überwältigen, der tausend größere Schwierigkeiten allein auflöset, ohne den unsere Existenz ohne Ziel, unsere Schmerzen ohne Erklärung und die göttliche Dreyeinigkeit in unserer Brust (*der Drang der Tugend, Wahrheit und Schönheit*) drey Plagegöttinnen und drey fürchterliche Widersprüche bleiben? — Vom geschlossenen Erdwurm bis zum fühlenden Menschenangesicht, vom chaotischen Volke des ersten Tages bis zum jetzigen Weltalter, von der ersten Krümmung des unsichtbaren Herzens bis zu seinem vollen kühnen Schlag im Jüngling, geht eine pflegende Gotteshand, die den innern Menschen (den Säugling des äussern) führt und nährt, ihn gehen und

*) Nämlich die Unwissenheit über unsere Verbindung mit dem Körper, und die über die Verbindung mit der zweyten Welt.

ſprechen lehrt und ihn erzieht und verſchönert — und warum? damit, wenn er als ein ſchöner Halbgott ſogar mitten in den Ruinen ſeines veralteten Körpertempels aufrecht und erhaben ſteht, die Keule des Todes den Halbgott auf ewig zerſchlage? Und auf dem unendlichen Meere, worin der kleinſte Tropfenfall unermeſsliche Kreiſe wirft, auf dieſem hat ein lebenslanges Steigen des Geiſtes und ein lebenslanges Fallen deſſelben einerley Folge, nämlich das Ende der Folgen, die Vernichtung? Und da mit unſerm Geiſte nach demſelben Grunde auch die Geiſter aller andern Welten fallen und ſterben müſſen, und nichts auf der von dem Leichenſchleier und der Trauerſchleppe überhüllten Unermeſslichkeit übrig bleibt, als der ewig ſäende und niemahls erntende einſame Weltgeiſt, der eine Ewigkeit die andere betrauern ſieht: ſo iſt im ganzen geiſtigen All kein Ziel und Zweck, weil der in ein Uni-

verſum aus ſuccedirenden oder ſucceſſiven Ephemeren in eine unſterbliche Legion aus Sterbenden zertheilte und zertragene Zweck der Entwickelung ja keiner für die verſchwundenen Ephemeren, höchſtens für die letzte wäre, die nie kommen kann. —

Und alle, alle dieſe Widerſprüche und Räthſel, wodurch nicht bloſs alle Wohllaute, ſondern alle Saiten der Schöpfung zerriſſen werden, müſſen Sie annehmen, bloſs weil ſich zwey Schwierigkeiten, die unſere Vergänglichkeit eben ſo wenig aufiöſet, vor Sie ſtellen . . . Geliebter *Karlſon*, in dieſe Harmonie der Sphären nicht über, ſondern neben uns, wollen Sie Ihren ewig ſchreienden Miſston bringen! Sehen Sie, wie ſanft und gerührt der Tag geht, wie erhaben die Nacht kommt — O, dachten Sie nicht daran, daſs unſer Geiſt glänzend einmahl eben ſo aus der Grube voll Aſche ſteigen

werde, da Sie einmahl den milden und lichten Mond groſs aus dem Krater des Vesuvs aufgehen sahen? . . .

* * *

. Ein Geschlecht von Zugvögeln, das, auf dieser tief im Blau des Aethers rollenden Weltkugel, einen kleinen Aufenthalt macht, und darauf seine Reise, wohin es ein himmlischer Instinct führt, zu andern Ufern, schönern Gefilden, bessern Firmamenten, weiter, immer weiter, fortsetzt: dieſs sind wir — dieſs ist unsre Bestimmung! Wir stehen auf den höchsten Gipfeln der Berge, auf dem Montblanc, auf dem Teneriff, auf dem Chimborasso — und: „weiter! weiter!" ruft eine mit unserem geheimsten Sehnen still einverstandene Stimme, nach jenseits, wo der Sirius glüht, und wo des Hesperus stille Kerze sich anzündet! Diese Weltordnung — was sie mir auflegt —

Falk. (Taschenbuch etc. oder Neueste kl. Schriften, Weim. 1803. S. 155 u. f.)

je heftiger der Widerfpruch zwifchen ihr und dem Gebot in meinem Innern ift — fie kann, fie darf nicht die letzte feyn! Diefer kleine Abend im Thal des Lebens — früh oder fpät wird auch er feinen Morgen finden, und ein reines, unverletztes Bewufstfeyn, ift Alles, was ich von hier aus diefer Schattenwelt in eine fchönere, beffere Weltordnung hinüber nehme! So geh' ich, mit einem verfiegelten Brief, von Station zu Station — mir felbft ein Räthfel; aber feft entfchloffen, ihn nirgend, als an die Behörde abzugeben!

* *

Der Verf. von Dya-Na Sore (Mayer). (Th. V. Lpz. 1800. 8. S. 544 f.)

— Der grofse Menfch vollendet durch fein Andenken, was feine Gegenwart nicht vollbrachte; Wohlthat fliefst in unerfchöpflicher Fülle aus feinem Dafeyn. Und fo, meine Freunde, liegt der Wunfch nach Gröfse in der Nähe eines Grabes, an dem der Geift zu feiner eigenen Verewigung fich auffchwingt. *Lebt wie*

Männer, und ſterbt wie ſie; ſo habt ihr das edelſte Loos erreicht, das Menſchen erreichen können. So folgt, wenn das Werk eurer Gröſse längſt dahin iſt, nach Jahrtauſenden euch noch die Thräne einer edlen Seele, die bey der Entartung eines fernern Geſchlechts eure Tugenden ſich wünſcht, um eure Thaten mit glücklichern Erfolge zu wiederholen.

Die Stille des Andenkens ſchlägt warm und hell wie Sonnenſchein um der Edlen Grab. Wenn zwey Wanderer am hohen Mittag ſich begegnen, und die Erinnerung ihrer Heimat im einſamen Schimmer ſich erneut, wenn die Blume am Abhang das Bild der Verlaſſenen, wenn das Rauſchen des Laubes der Klageton der ſcheidenden Liebe wird; dann ſinkt auf leiſer Ahndung die Hülle der Zukunft. Unterm fliehenden Lichte bricht ſich der Abend, und die Nacht iſt vorhanden, ehe der Tag noch gezählt war.

Der verlorne Laut ist jetzt dein einziger Gefährte, o Wanderer! so sinkt auch die Zeit. Die That ist verloschen, und der Nahme nur ein leises Gefühl im Herzen des Guten.

* * *

Matthisson. (Die Vollendung. Ged. 3te Aufl. S. 121.)

Wenn ich einst das Ziel errungen habe,
In den Lichtgefilden jener Welt,
Heil der Thräne dann an meinem Grabe,
Die auf hingestreute Rosen fällt.

Sehnsuchtsvoll mit hoher Ahndungswonne,
Ruhig, wie der mondbeglänzte Hain,
Lächelnd, wie beym Niedergang die Sonne,
Harr' ich, göttliche Vollendung, dein!

Eil', o eile, mich empor zu flügeln,
Wo sich unter mir die Welten drehn,
Wo im Lebensquell sich Palmen spiegeln,
Wo die Liebenden sich wiedersehn.

Sklavenketten find der Erde Leiden;
Oefters, ach! zerreifst fie nur der Tod!
Blumenkränzen gleichen ihre Freuden,
Die ein Wefthauch zu entblättern droht.

* * *

Salis. (Lied — in *Jacobis* Ltn. v. 1805. S. 338 f. Zürich, 12.)

Ins ftille Land!
Wer leitet uns hinüber?
Schon wölkt fich uns der Abendhimmel trüber!
Und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet uns mit fanfter Hand
Hinüber, ach! hinüber,
Ins ftille Land?

Ins ftille Land!
Zu euch, ihr freyen Räume,
Für die Veredlung! zarte Morgenträume
Der fchönen Seelen! künft'gen Dafeyns Pfand.

Wer treu des Lebens Kampf bestand,
Trägt seiner Hoffnung Keime
Ins stille Land.

Ach, Land! ach, Land!
Für alle Sturmbedrohten.
Der mildeste von unsers Schicksals Boten
Winkt uns, die Fackel umgewandt,
Und leitet uns mit sanfter Hand
Ins Land der großen Todten,
Ins stille Land.

* * *

Schiller. (Das Reich der Formen in seinen Gedicht. I. Th. Leipzig. 1800. 8. S. 268 f.)

— In den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht
mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durch-
schneiden,
Keine Thräne fliest hier mehr dem Lei-
den,
Nur des Geistes tapf'rer Gegenwehr.
Lieblich, wie der *Iris* Farbenfeuer

Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst *Alcid* des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreyen,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttinn List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist.

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des *Erdenlebens*

Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in *Chronions* Saal,
Und die Göttinn mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

* * *

Matthisson. (Elysium, Gedicht. 3te Aufl. S. 34 u. ff.)

Hain! der von der Götter Frieden,
Wie vom Thau die Rose, träuft,
Wo die Frucht der Hesperiden
Zwischen Silberblüthen reift:
Den ein rosenfarbner Aether
Ewig unbewölkt umfleußt,
Der den Klageton verschmähter
Zärtlichkeit verstummen heißt!

Freudig schaudernd in der Fülle
Hoher Götterseligkeit,
Grüßt, entflohn der Erdenhülle,
Psyche, deine Dunkelheit;

Wonne! wo kein Nebelschleier
 Ihres Urstoffs Reine trübt,
Wo sie geistiger und freyer
 Den entbundnen Fittig übt!

Ha! schon eilt auf Rosenwegen,
 In verklärter Lichtgestalt,
Sie dem Schattenthal entgegen,
 Wo die heil'ge Lethe wallt;
Fühlt sich magisch hingezogen,
 Wie von leiser Geisterhand;
Schaut entzückt die Silberwogen
 Und des Ufers Blumenrand!

Kniet voll süsser Ahndung nieder,
 Schöpfet; und ihr zitternd Bild
Leuchtet aus dem Strome wieder,
 Der der Menschheit Jammer stillt;
Wie auf sanfter Meeresfläche
 Die entwölkte *Luna* schwimmt,
Oder im Kryltall der Bäche
 Hespers goldne Fackel glimmt.

Pſyche trinkt, und nicht vergebens,
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtſtück ihres Lebens
Wie ein Traumgeſicht hinab!
Glänzender, auf kühnern Flügeln,
Schwebt ſie aus des Thales Nacht
Zu den goldbeblümten Hügeln,
Wo ein ew'ger Frühling lacht.

Welch ein feierliches Schweigen!
Leiſe nur, wie *Zephyrs* Hauch,
Säuſelt's in den Lorbeerzweigen,
Bebt's im Amaranthenſtrauch!
So in heil'ger Stille ruhten
Luft und Wogen, alſo ſchwieg
Die Natur, als aus den Fluthen
Anadyomene ſtieg.

Welch ein ungewohnter Schimmer!
Erde! dieſes Zauberlicht
Flammte ſelbſt im Lenze nimmer
Von *Aurorens* Angeſicht.

Sieh, des glatten Epheus Ranken
Tauchen sich in Purpurglanz!
Blumen, die den Quell umwanken,
Funkeln, wie ein Sternenkranz!

So begann's im Hain zu tagen,
Als die keusche *Cynthia*
Hoch vom stolzen Drachenwagen
Den geliebten Schäfer sah;
Als die Fluren sich verschönten,
Und, mit holdem Zauberton,
Göttermelodien tönten:
Seliger *Endymion!*

* * *

Ich kenne kein anderes Mittel, mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken zu können, als das Geheimniss des alten *Sokrates*, *das Bewusstseyn eines wohlgeführten Lebens.* — Das Bewusstseyn, dass man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth, vornehmlich in den

Wieland. (*Euthanasia*, Sämmtl. Werke, Bd. 37. S. 262 f. Leipz. 1805.)

letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verſpricht, nennen möchte. Wer ſich in dieſen Augenblicken Gutes bewuſst iſt, traut der ganzen Natur Gutes zu, iſt ohne Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet gelaſſen und getroſt, was da kommen wird. Eine ſolche Seele ſenkt ſich, wie ein Kind in den Buſen der Mutter, mit voller Zuverſicht in den Schoos des Unendlichen, und ſchlummert unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin ſie nie wieder erwachen wird. Dieſs iſt, nach meiner Ueberzeugung, im reinſten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen *Euthanaſia* nannten, die ſchönſte und beſte Art zu ſterben; und da ſie von einer Bedingung abhängt, die immer in unſrer Gewalt iſt, warum ſollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? —

* * *

O du, des Thoren Qual und Spott,
Idee von einem zweyten Leben,
Dich konnte nur ein Gott uns geben,
Denn dich verwirklicht nur ein Gott.
Du deckst, gleich einem Demantschilde,
Des Dulders Brust; ein heitrer Blick
In der Unsterblichkeit Gefilde
Versöhnet ihn mit dem Geschick.
Nicht um des Todes grausem Bilde
Zu trotzen, beym Jehovah! nein!
Nein, um sein Leben zu ertragen,
Bedarf der Sohn des Staubes dein.
O, hütet euch, um mich zu klagen,
Ihr Lieben, wenn von meinen Tagen
Der letzte wird entschwunden seyn.
Auch, wenn der Tod Vernichtung wäre,
So müsstet ihr durch keine Zähre
Des Freygelaſsnen Grab entweihn.
Doch, gleich dem holden Morgensterne,
Winkt uns aus heilig dunkler Ferne
Der neuen Freystadt Wiederschein.
Nach ihr erhebet eure Blicke,
Ihr Kinder, meines Alters Schmuck,

Pfeffel. (An die Nachwelt, im Taschenb. f. Damen auf d. J. 1805. S. 232. Tüb. 12.)

Wenn mich der Vater der Geschicke
Von hinnen ruft. Ein sanfter Druck
Der Hand, die oft ans Herz euch preßte,
Liebkose meine kalten Reste;
Und wollt ihr meinen Tod begehn,
So weiht den Tag zum Freudenfeste,
Und widmet es dem Wiedersehn.
Nur sucht mich nicht in meinem Grabe;
Nein, mein Gedächtnißtempel sey
Die Halle, wo ich sorgenfrey
Mich oft mit euch gefreuet habe;
Hier feiert, den *Agapen* gleich,
Ein heitres Bundesmahl im Stillen,
Und les't des Vaters letzten Willen:
Seyd tugendhaft und liebet euch!